Vorbereitung zum Unterrichte in der Religion nach Anleitung der Fragen an Kinder.

Zweyte Auflage.

Heidelberg,
bey F. L. Pfähler.

1795.

Inhalt.

I.

Betrachtung des Menschen überhaupt.

		Seite
A.	Die Sinne	1
B.	Die Bedürfnisse	8
C.	Die Leibeskräfte	14
D.	Die Seelenkräfte	20
E.	Die Verbindung der Seele und des Leibes	29
F.	Die Vorzüge des Menschen vor den Pflanzen und Thieren	34

II.

Der Mensch, betrachtet in Absicht auf andere Menschen.

	Seite
A. Aeltern und Kinder	39
B. Geschwister	46
C. Die Haushaltung	50
D. Nachbarn	57
E. Einwohner eines Dorfes, einer Stadt	59
F. Bürgerliche Verfassung	62
G. Allgemeine Verbindung der Menschen unter einander	67

III.

Der gesittete Mensch in den wichtigern Beziehungen, Beschäftigungen und Zufällen des Lebens.

A. Die Sittlichkeit überhaupt 69

Seite

B. Die Triebfedern der menschlichen Handlungen 76
C. Sittlichkeit in den Beziehungen 87
D. Sittlichkeit in den Beschäftigungen 95
E. Sittlichkeit in den Zufällen des Lebens 104
F. Begriff von einem guten Menschen 110

IV.

Der Mensch als Einwohner der Welt betrachtet, welche ein Werk Gottes ist.

A. Historische Kenntniß der natürlichen Dinge überhaupt 113
B. Begriffe von Nutzbarkeit, Schönheit und Ordnung 141
C. Betrachtung der weisen Einrichtung der Welt, als eine Einleitung in den Beweis des Daseyns Gottes. 146

Seite
D. Betrachtung des Schöpfers der Welt 155
E. Einfluß der Erkenntniß Gottes auf die Sittlichkeit 163
F. Hoffnung der Unsterblichkeit 182

I.

Betrachtung

des

Menschen überhaupt.

A. Die Sinne.

Die Kenntnisse, welche wir durch die fünf Sinne erlangen — Verbindung mehrerer Sinne, um ein Ding besser zu erkennen — Vortheile, welche uns jeder unserer Sinne, und alle zusammen verschaffen.

1. Der Mensch empfindet, das heißt, erkennt gegenwärtige Dinge, durch die äußern Sinne. Der menschliche Leib ist deswegen mit besondern Werkzeugen zum Empfinden begabt, von welchen ein jedes zu einer eigenen

Kraft zu empfinden, oder zu einem eigenen Sinne dienet, daher sie sinnliche Werkzeuge genannt werden.

2. Jeder gesunde Mensch hat fünf Sinne. Diese sind das Gesicht, das Gehör, der Geruch, der Geschmack, das Gefühl.

3. Die Augen sind das Werkzeug zum Sehen, die Ohren sind das Werkzeug zum Hören, die Nase ist das Werkzeug zum Riechen, die Zunge nebst dem Gaumen ist das Werkzeug zum Schmecken; zum Fühlen haben wir aber kein besonderes Werkzeug, sondern wir fühlen an dem ganzen Leibe.

4. Sehen heißt also mit den Augen empfinden; Hören heißt mit den Ohren empfinden; Riechen heißt mit den innern Nerven der Nase empfinden; Schmecken heißt mit der Zunge und dem Gaumen empfinden; Fühlen heißt mit den übrigen Nerven des ganzen Leibes empfinden.

5. Durch das Gesicht erkennen wir, wenn es hell genug ist und unsere Augen, als das Werkzeug zum Sehen, nicht fehlerhaft sind,

die Farbe, Figur und Größe eines Dinges. Es darf aber nicht sehr weit von uns entfernt seyn, weil es uns sonst kleiner erscheint, daher wir auch ein Ding, wenn es sehr klein ist, den Augen näher zu bringen pflegen, damit wir es desto besser sehen; es darf uns aber auch nicht sehr nahe und dabey sehr groß seyn, weil wir es sonst nicht ganz übersehen können.

6. Durch das Gehör unterscheiden wir die Töne von einander; je weiter aber der Schall von uns entfernt ist, desto schwächer wird derselbe. Wir müssen also, wenn wir z. B. die Töne eines Sprechenden unterscheiden wollen, nicht zu weit von demselben entfernt seyn.

7. Durch den Geruch, welcher in die Nase steigt, erkennen wir, ob etwas angenehm oder unangenehm rieche.

8. Durch den Geschmack erkennen wir, ob etwas süß, oder sauer, oder salzig, oder bitter, oder herbe schmecke.

9. Durch das Gefühl erkennen wir, ob ein Ding hart oder weich, warm oder kalt, trocken oder naß, schwer oder leicht, rauh oder

glatt, scharf oder stumpf, rund oder eckig, eben oder höckerig, plan oder erhoben, fein oder grob, rauch oder zart sey.

10. Um ein Ding desto besser zu erkennen, gebrauchen wir oft mehr als einen Sinn, z. B. wenn wir Wein von Wasser unterscheiden wollen ꝛc.

11. Jeder Mensch hat Ursache froh zu seyn, daß er Augen hat, mit welchen er sehen kann; denn wenn wir des Gesichts beraubt, d. i. blind, wären, so würden wir, wenn wir allein von einem Orte zum andern gehen wollten, in beständiger Gefahr seyn zu fallen oder anzustoßen; auch würden wir mancher Gefahr, wovor wir schon durch das Gesicht gewarnt werden, nicht ausweichen, und viele andere Dinge, welche ein Sehender thut, nicht thun können. Jeder muß also für diesen Sinn vorzüglich Sorge tragen, so viel er kann, daß er ihn nicht schwäche oder gar verliere. Wer aber doch so unglücklich ist blind zu seyn, der muß seine übrigen Kräfte und Vortheile

desto mehr brauchen, um sich sein Unglück erträglicher zu machen.

12. Wenn wir des Gehörs beraubt, d. i. taub wären, so würden wir des angenehmen Umgangs mit andern Menschen entbehren müssen; auch würden wir das entzückende Vergnügen des Gesanges und der Musik nicht genießen können. Deswegen müssen wir uns in Acht nehmen, daß wir auch diesen Sinn durch Unvorsichtigkeit nicht verletzen.

13. Auch der Geruch ist von sehr großer Dienlichkeit für uns; denn der Geruch wohlriechender Blumen, Kräuter 2c. verschafft uns ein großes Vergnügen. Durch den Geruch werden wir aber auch oft vor einer nahen Gefahr, welche unserem Körper drohet, zeitig gewarnet; auch werden wir durch diesen Sinn, welcher mit dem Geschmacke auf das genauste verbunden ist, sehr oft vor Schaden, welchen wir an unserer Gesundheit leiden könnten, bewahret, weil wir oft bloß durch den Geruch entdecken können, ob uns etwas unangenehm oder schädlich sey.

14. Wenn uns der Geschmack fehlte, so würden wir der angenehmen Empfindung beraubt seyn, welche mit dem Genusse der Nahrungsmittel verbunden ist; auch würden wir nicht im Stande seyn die Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Nahrungsmittel von einander zu unterscheiden.

15. Wenn wir kein Gefühl hätten, so könnte unser Körper leicht verletzt werden, ehe wir es gewahr würden. Eben deswegen sind wir auch an unserem ganzen Körper so empfindlich, daß wir jede Berührung, jeden Anstoß so gleich fühlen.

16. Alle unsere Sinne dienen uns also entweder zum Nutzen oder zum Vergnügen. Oft verursachen sie uns zwar auch unangenehme Empfindungen, welche wir bisweilen vermeiden, oft aber auch nicht vermeiden können; aber deswegen haben mir doch nicht Ursache zu wünschen, daß wir einen einzigen Sinn weniger hätten.

17. Unter allen unsern Sinnen sind das Gesicht und das Gehör die vorzüglichsten;

denn durch dieselben lernen wir die meisten Dinge kennen.

18. Eben solche Sinne, als wir haben, haben auch alle andere Menschen. Auch darüber haben wir Ursache uns zu freuen; denn wenn andere Menschen nicht sähen, so würden wir uns in Acht nehmen müssen, daß sie uns nicht stießen, uud wenn sie nicht hörten, so könnten wir nicht so gut mit einander reden; auch würden die Menschen, wenn ihnen das Gesicht oder das Gehör fehlte, einander nicht so gut kennen.

19. Wenn wir unsere Sinne üben, das heißt, sie fleißig und recht gebrauchen, so lernen wir nicht nur mehrere Dinge kennen, sondern wir lernen auch, weil unsereSinne durchUebung nach und nach geschärft und verfeinert werden, die Dinge besser kennen, so daß wir die nützlichen und schädlichen Dinge so gleich von einander unterscheiden können, welches uns sehr nützlich ist; denn sonst könnten wir leicht Dinge begehren, welche uns schädlich sind.

B. Die Bedürfnisse.

Der Schlaf — Die Bewegung — Speise — Trank — Kleider — Wohnung — Bequemlichkeiten — Pracht — Enthaltsamkeit.

1. Unser Körper bedarf abwechselnd der Bewegung und der Ruhe.

2. Durch die Bewegung wird der Umlauf des Blutes und dadurch die Gesundheit, bey jungen Leuten aber auch zugleich der Wachsthum des Körpers befördert.

3. Wenn wir uns lange und stark bewegt haben, so überfällt uns eine Mattigkeit der Glieder und unser Körper sehnt sich alsdann nach Ruhe.

4. So bald wir uns der Ruhe völlig überlassen, so verfallen wir in Schlaf, wenn wir uns nicht freywillig eine Zeitlang desselben enthalten, oder von andern daran gehindert werden.

5. Im Schlafe sind wir des Gebrauchs unserer äußeren Sinne beynahe gänzlich beraubet.

6. Der Schlaf dauert bey einem gesunden Menschen nur so lange, bis er sich wieder erhohlet hat, und die verlornen Kräfte seines Körpers wieder hergestellt sind; alsdann erwacht er wieder von selbst.

7. So bald wir erwacht sind, so gelangen wir wieder zu dem freyen Gebrauche unsrer äußeren Sinne. Wir sagen deswegen von einem Menschen, er wache, wenn er seine äußern Sinne gebrauchen kann; hingegen sagen wir, er schlafe, wenn er des Gebrauches seiner äußern Sinne beraubet ist.

8. Außer dem Schlafe und der Bewegung haben wir zur Erhaltung unseres Lebens auch Nahrungsmittel, oder Speise und Trank nöthig.

9. Wenn wir lange nicht essen, so verspüren wir eine unangenehme Empfindung, welche wir Hunger nennen; und wenn wir lange nicht trinken, so quält uns eine unangenehme Empfindung, welche wir Durst nennen.

10. Die gewöhnlichsten Speisen, welche wir genießen, sind: Brod und anderes

Backwerk, Obst, Kräuter, Wurzeln, Fleisch, so wohl von Feld- oder Landthieren, als auch von Vögeln, Fische.

11. Die gewöhnlichsten Getränke, deren wir uns bedienen, sind: Wasser, das gesündeste Getränk unter allen, Wein, Bier ꝛc.

12. Manche Speisen genießen wir roh, so wie sie wachsen: manche werden aber erst zugerichtet, als: gebacken, gekocht, gesotten, gebraten, geröstet, gedörret, geräuchert, eingebökelt und hernach gewürzet, damit sie gut schmecken.

13. Gewürze sind: Salz, das vornehmste und gemeinste Gewürz, Zwiebeln, Coriander, Pfeffer, Ingwer, Zimmet, Nägelein, Muscatnüsse, Zucker, Senft, Anis, Kapern, Citronen ꝛc. Flüssige Gewürze sind Essig und Oehl.

14. Die Speisen und Getränke, welche wir nöthig haben um unsern Hunger und Durst stillen zu können, müssen eben nicht kostbar und lecker seyn, wenn sie nur gesund sind; je

einfacher aber die Speisen sind, desto gesünder sind dieselben.

15. Wenn wir allzu lange nichts zu essen hätten, so würden wir verhungern; und wenn wir allzu lange nichts zu trinken hätten, so würden wir verdursten.

16. Auch Kleider haben wir nöthig, so wohl zur Bedeckung unseres Leibes, als auch um uns gegen die Kälte zu schützen, und dadurch die Wärme beysammen zu halten, damit wir nicht verfrieren; doch müssen dieselben eben nicht prächtig seyn.

17. Außer den Kleidern bedürfen wir auch einer Wohnung, es sey nun ein Haus oder eine Hütte, damit wir nicht dem Ungestümme des Windes und des Wetters beständig ausgesetzt sind.

18. Wenn wir also Brod und Wasser, einen Rock und eine Wohnung, sollte es auch nur eine Hütte oder Höhle seyn, haben, so haben wir alles, was zu unserer Nothdurft gehöret, das heißt, zu denjenigen Dingen, ohne welche wir schlechterdings nicht leben können,

und wir müssen alsdann schon zufrieden seyn, und niemand darf sagen: Ich habe nicht genug.

19. Außerdem giebt es aber noch viele Dinge, ohne welche wir freylich leben könnten, welche wir aber doch nicht gern entbehren würden, weil sie zur Bequemlichkeit dienen, das heißt, weil demjenigen, welcher sie hat, das Leben leichter wird, als demjenigen, welcher sie nicht hat.

20. Zur Bequemlichkeit, dienen mancherley angenehme Speisen, bequeme Kleidungsstücke, eine reine Stube mit Hausrathe und ein weiches Bett.

21. Es gibt aber auch noch andere Dinge, welche bloß zur Pracht, das heißt, dazu dienen, um sich dadurch von andern seines gleichen zu unterscheiden. Dahin gehören köstliche Speisen, welche von weiten Orten herbeygeschafft werden, seidene Kleider, Ringe, Tressen, Spitzen und Perlen, Edelsteine, goldene und silberne Gefäße, Tapeten u. a. m.

22. Wir handeln sehr thöricht, wenn wir uns Dinge, welche nicht zur Erhaltung

unseres Lebens dienen, so nöthig machen, daß wir glauben, wir könnten ohne dieselben nicht leben; denn es ist uns nicht nur an und für sich schädlich, sondern auch alsdann höchst unangenehm, wenn sich der Fall einmahl ereignet, daß wir dergleichen Dinge entbehren müssen.

23. Derjenige, welcher sich auf die wenigen natürlichen Bedürfnisse einschränkt, kann dieselben leichter befriedigen, als derjenige, welcher sich außer den natürlichen Bedürfnissen noch viele andere erkünstelt.

C. Die Leibeskräfte.

Mannigfaltigkeit und Nutzen der Kräfte — Uebung — Vorsicht bey gefährlichen Uebungen — Vermehrung der Kräfte durch Instrumente und Maschinen.

1. Der menschliche Leib ist aus vielen Theilen und Gliedmaßen zusammengesetzt und mit Werkzeugen zum Wirken begabt; dabey ist derselbe so biegsam, daß wir vieles mit großer Gemächlichkeit verrichten können.

2. Eben deswegen, weil unser Leib so biegsam ist, können wir uns niederlegen, aufstehen, sitzen, stehen, von einem Orte zum andern gehen, uns bücken und wieder aufrichten, hinauf- und hinabsteigen, laufen, springen, etwas halten, aufheben, Laste tragen und ziehen.

3. Die Werkzeuge, deren wir uns bey diesen Verrichtungen bedienen, sind vorzüglich Kopf, Arme und Füße; denn ohne dieselben

würden wir alle diese Dinge nicht verrichten können.

4. Kinder und Kranke können zwar alle diese Glieder haben, und dennoch sich nicht auf diese Art bewegen können, weil es ihnen an den dazu nöthigen Kräften fehlet.

5. Wir haben Ursache froh zu seyn, daß wir mehrere Kräfte haben, weil wir uns desto eher helfen können.

6. Wer mehrere Kräfte hat, als andere, den nennen wir stark; wer aber wenigere Kräfte hat, als andere, den nennen wir schwach.

7. Wenn sich der Fall ereignet, daß das Maß unserer Kräfte nicht zureicht, so sehen wir uns gezwungen zu der Hülfe des Stärkeren unsere Zuflucht zu nehmen. Weil aber dieses höchst unangenehm, oft auch nicht möglich ist, so müssen wir suchen uns in allen Fällen, wo es etwa nöthig ist, selbst helfen zu können.

8. Als Kinder können wir uns nicht immer helfen, weil wir schwach und ohnmächtig sind,

das ist, wir können wenig oder nichts thun, weil es uns an Kräften fehlet; mit den Jahren vermehren sich aber die Kräfte unseres Leibes. So wie nähmlich unser Leib wächset, so nehmen die Kräfte desselben zu.

9. Die Menschen sind, wenn sie auch an Größe einander gleich sind, deßwegen nicht allemahl einander auch an Kräften oder Leibesstärke gleich.

10. Der Unterschied der Menschen in Ansehung der Leibesstärke rührt nicht immer von der natürlichen Beschaffenheit ihres Leibes her, sondern ist oft bloß eine Folge fortgesetzter Uebung.

11. Durch fortgesetzte Uebung können wir uns schwere Dinge immer leichter machen. So lernen wir z. B. durch Uebung zuerst langsam, hernach geschwinder gehen; wir ermüden zwar anfangs bald, aber nach und nach wird es uns immer leichter, so daß wir endlich immer länger und weiter gehen können, ohne zu ermüden. So verhält es sich auch mit allen andern Bewegungen unseres Leibes.

12. Durch Uebung können wir also unsere Kräfte vermehren; denn dadurch werden wir nach und nach geschickter die Glieder unseres Leibes zu gebrauchen, und schwerere Dinge zu verrichten.

13. Es giebt immer Dinge, welche auch dem Stärksten unmöglich fallen. So oft wir deswegen solche Dinge unternehmen, so mißlingen sie uns eben so wohl, als es dem Kinde mißlingt, wenn es laufen will, ehe es recht gehen kann.

14. Weil wir viele Dinge entweder gar nicht, oder nur mit der größten Mühe würden zu Stande bringen können, so bedienen wir uns deswegen gewisser Instrumente oder Werkzeuge.

15. Wir können zwar, wenn uns die nöthige Geschicklichkeit fehlt, oder wenn wir die gehörige Sorgfalt nicht gebrauchen, leicht bey dem Gebrauche der Instrumente Schaden leiden; doch würden wir thöricht handeln, wenn wir uns deswegen niemahls derselben bedienen wollten, weil wir alsdann gewiß immer ungeschickt bleiben würden. Denn dieses wäre eben

so viel, als wenn jemand nicht eher ins Wasser gehen wollte, bis er schwimmen könnte.

16. Wir können also durch allerhand Werkzeuge unsern Kräften einen Zusatz geben, wenn wir damit umzugehen wissen. So bedient sich z. B. der Gärtner des Grabscheites, der Holzspalter der Axt, der Jäger der Flinte, der Fischer des Netzes rc.

17. Auch viele Maschienen, oder künstlich zusammengesetzte Werkzeuge, müssen uns zur Erleichterung dienen, z. B. Pflug, Wagen, Schiffe, Mühlen rc.

18. Wenn wir suchen unsere Kräfte auf mancherley Weise zu üben und zu vermehren, so können wir uns nicht nur mehr verschaffen, als wir nöthig haben, sondern wir sind alsdann auch sicher, daß wir niemahls lange Weile haben werden, da wir nicht wissen, was wir thun sollen. Wir verlieren alsdann unsere natürliche Munterkeit und werden träge.

19. Wir dürfen also, wenn wir verständige Menschen heissen wollen, nichts vergessen, was dienen kann unsere Kräfte zu vermehren.

20. Wir bedürfen zwar zur Erhaltung unserer Kräfte der Nahrungsmittel und des Schlafes; doch müssen wir uns hüten, daß wir bey dem Genusse dieser Dinge das Maß nicht überschreiten, denn sonst werden sie uns eher schädlich und wir verfallen alsdann in Krankheit, wodurch wir unserer Kräfte beraubt werden.

D. Die Seelenkräfte.

Die Kenntnisse, welche wir nicht unmittelbar durch die Sinne erlangen, beweisen uns das Daseyn der Seele — Fähigkeiten der Seele: Empfinden, sich erinnern — vergleichen — unterscheiden — urtheilen — schließen — wählen — Wiederhohlungen und weitere Erklärungen der Aufmerksamkeit, des Scharfsinnes, der Vernunft und des Willens.

1. Wir sehen mit den Augen, hören mit den Ohren, riechen mit der Nase, schmecken mit der Zunge und dem Gaumen, und fühlen mit den über den ganzen Leib gespannten Nerven.

2. Nicht das Auge ist es, welches sieht, nicht das Ohr, welches hört, nicht die Nase, welche riecht, nicht die Zunge und der Gaumen, welche schmecken, nicht die Nerven, welche fühlen; denn wenn wir jetzt gleich die Augen schließen, Ohren und Nase verstopfen, den

Mund zuschließen und uns nicht mit den Händen anrühren würden, so würden wir doch wissen, daß wir da sind, und das wüßten wir nicht durch unsere äußeren Sinne.

3. Wir können uns auch nicht bloß gegenwärtige, sondern auch abwesende Dinge, welche wir jetzt nicht sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen, vorstellen oder ein Bild von denselben machen, als wenn sie gegenwärtig wären.

4. Wir können uns an etwas erinnern, das heißt, wir können eine Vorstellung, welche wir schon einmahl gehabt haben, wieder ins Gedächtniß zurückrufen, und dabey uns bewußt seyn, daß wir dieselbe schon einmahl gehabt haben.

5. Wir können Dinge mit einander vergleichen und sie von einander unterscheiden. Wenn wir dieselben mit einauder vergleichen, so bemerken wir, worin sie einander ähnlich sind; wenn wir sie aber von einander unterscheiden wollen, so untersuchen wir, worin sie einander unähnlich oder von einander verschieden sind.

6. Wir können urtheilen, das heißt, wir können einen Begriff gegen einen andern halten, und bemerken, ob sie einander zukommen, oder nicht. Sehen wir nun ein, daß sie einander zukommen, so bejahen wir den Satz; finden wir aber, daß sie einander nicht zukommen, so verneinen wir denselben.

7. Wir können schließen, das heißt, aus zweyen Urtheilen von selbst ein drittes ziehen.

8. Wenn wir einsehen, daß uns etwas angenehm oder nützlich seyn werde, so wollen (begehren, wählen) wir es: glauben wir aber, daß uns etwas unangenehm oder schädlich seyn werde, so wollen wir es nicht (verabscheuen, verwerfen wir es).

9. Dieses vorstellen, sich erinnern, vergleichen, unterscheiden, urtheilen, schließen, wollen oder nicht wollen heißt man denken.

10. Da wir ohne Beyhülfe unserer äußeren Sinne denken können, so schließen wir daraus, daß noch etwas anderes in uns seyn müsse, welches denkt, und das heißt die Seele oder der Geist.

11. Also nicht unser Leib, worunter wir unsere Sinne, unser Fleisch und Blut, unsere Beine, oder alles das, was wir an uns sehen und fühlen, verstehen, ist das, was denkt, sondern unsere Seele.

12. Wenn wir träumen, wenn wir zweifeln oder uns besinnen, wenn wir etwas wollen, wenn uns hungert oder friert, wenn wir hoffen, wenn wir uns fürchten, oder freuen, oder betrüben, so ist das nicht nnser Leib, sondern unsere Seele.

13. Wir können unsere oder anderer Menschen Seele nicht sehen, auch nicht sehen, was andere Menschen denken. Wir wissen deswegen nicht, was andere Menschen denken, wenn sie schweigen; aber auch wenn sie schreiben, sehen wir nicht, was sie denken, sondern wir sehen nur die Buchstaben, welche sie schreiben, diese sind aber nur Zeichen dessen, was sie denken. Auch wenn wir andere reden hören, hören wir zwar die Töne (Laute), welche sie aussprechen, aber nicht dasjenige, was sie denken.

14. Wir können uns gegenwärtige Dinge durch unsere Sinne vorstellen; um aber ein

Ding desto besser zu erkennen, müssen wir alle Sinne brauchen, welche wir dazu gebrauchen können.

15. Wenn wir etwas sehen oder hören, so wissen wir, daß wir etwas sehen oder hören, und das, welches weiß, daß wir es sehen oder hören, ist unsere Seele.

16. Im Schlafe sind wir des Gebrauches unserer äußeren Sinne beynahe gänzlich beraubt, ob wir uns gleich bisweilen im Traume einbilden etwas zu sehen oder zu hören.

17. Auch wachend können wir uns einbilden etwas zu sehen oder zu hören, welches wir doch nicht sehen oder hören.

18. Wir müssen das, was wir durch unsere Sinne erfahren, von dem unterscheiden, was wir dabey denken, damit wir nicht meinen, wir hätten etwas gesehen oder gehört, was wir hinzugedacht haben.

19. Wenn wir uns solche Dinge, welche wir ehemahls gesehen haben, jetzt aber nicht sehen, wieder vorstellen, so erinnert uns ein Ding wieder an andere Dinge, welche wir zugleich gesehen oder gehört haben. Auch erinnert

uns ein Ding wiedrr an andere Dinge, welche eine Aehnlichkeit mit demselben haben. Besonders aber können wir uns ein Ding nach dem andern wieder vorstellen, wenn wir uns die Dinge, welche wir gesehen und gehört haben, wieder in der Ordnung denken, wie wir sie gesehen und gehört haben.

20. In Ansehnng unseres Gedächtnisses müssen wir bemerken, daß wir dasjenige, was wir oft uud mit Fleiß betrachten, besser im Gedächtnisse behalten, als dasjenige, was wir nur wenig und obenhin betrachten. Auch müssen wir, wenn wir etwas behalten wollen, eine gewisse Ordnung dabey beobachten, und dasselbe gern behalten wollen.

21. Wenn wir ein Ding mit einem andern vergleichen, so übet unsere Seele ihren Witz; wenn wir aber ein Ding von einem andern unterscheiden wollen, so übet sie ihren Scharfsinn.

22. Wenn wir gar nichts an einem Dinge unterscheiden können, so können wir auch dasselbe nicht erkennen.

23. Wenn wir etwas sehen, und es gern immer wieder kennen wollen, so müssen wir es von allen andern Dingen unterscheiden können. Wir müssen deswegen auf alles Acht haben, wodurch sich dieses Ding von andern unterscheidet.

24. Wir unterscheiden mehreres an einem Dinge, wenn wir unsere Sinne bloß darauf richten, als wenn wir zugleich mehrere Dinge sehen oder hören. Wir müssen deswegen auf das, was wir sehen oder hören, denken, das heißt, wir müssen aufmerksam seyn.

25. Dasjenige, wodurch wir etwas von dem andern unterscheiden, nennen wir ein Kennzeichen oder Merkmahl. Wir müssen uns deswegen gewisse Kennzeichen oder Merkmahle machen, damit wir ein Ding von dem andern unterscheiden können; doch müssen diese Kennzeichen sich nicht leicht ändern, das heißt, es müssen Eigenschaften seyn.

26. Je mehrere Kennzeichen wir uns an einem Dinge gemerkt haben, desto leichter können wir es von andern unterscheiden. Da-

her kennen wir z. B. einen Baum besser im Sommer, als im Winter.

27. Wir kennen auch die Dinge besser, wenn wir sehen, wie sie mit einander verbunden sind, als wenn wir sie außer ihrer Verbindung sehen.

28. Wir müssen uns gewöhnen die Dinge in ihrer natürlichen Verbindung zu erkennen, das heißt, wir müssen suchen zu erkennen, wie eins aus dem andern herkommt, und wozu es da ist. Dieses heißt man Vernunft. Wer also erkennt, wie eins aus dem andern herkommt, und wozu es da ist, der denkt vernünftig.

29. Wenn wir uns gewöhnen wollen vernünftig zu denken, so müssen wir, so oft uns ein Ding vorkommt, welches wir noch nicht kennen, fragen: a) Was ist das? b) Woher kommt das? c) Wozu dient das?

30. Wer die Natur der Dinge kennt, und weiß, wozu sie dienen, oder nicht dienen, der kann besser unter denselben wählen.

31. Niemand kann die Natur der Dinge ändern. Wer also die Natur des Feuers kennet,

wird seine Hand nicht in das Feuer halten. Wer die Natur des Eises kennet, wird sich nicht auf dasselbe wagen, ehe er die Beschaffenheit desselben untersucht hat. Wer eine Gefälligkeit von dem andern verlangt, muß sich auch gegen denselben gefällig erzeigen. Wer haben will, daß ihn andere lieben sollen, der darf andere nicht beleidigen; denn wenn wir jemand lieben sollen, so müsseu wir überzeugt seyn, daß es derselbe gut mit uns meine.

E. Die Verbindung der Seele und des Leibes.

Verbindung der Seele mit dem Leibe; und des Leibes mit der Welt — Vortheile dieser Verbindung.

1. Die Seele ist es, welche in uns denkt. Sie empfindet zwar durch die äußeren Sinne und bedient sich bey dem Empfinden der sinnlichen Werkzeuge; diese sinnlichen Werkzeuge sind aber nicht Theile der Seele, sondern des Leibes. Der Leib ist es also nicht, welcher empfindet, sondern die Seele empfindet durch den Leib.

2. Wenn wir etwas sehen, hören 2c., so weiß unsere Seele sogleich, daß wir etwas sehen, hören 2c. Wenn unsere Seele will, daß der Leib sich bewegen soll, so erfolgt sogleich die Bewegung. Daraus schließen wir, daß unsere Seele mit unserem Leibe auf das genaueste verbunden seyn müsse, so daß unsere Seele und unser Leib zusammen unser Ich ausmachen.

3. Unsere Seele ist es, welche denkt, empfindet und will. So oft sie sich nun etwas denkt, welches unseren Sinnen angenehm ist, so will sie es

oder es entsteht in uns eine Begierde darnach; so oft sie sich aber etwas denkt, welches unseren Sinnen unangenehm ist, so will sie es nicht oder wir haben eine Abscheu davor.

4. Nicht alle Dinge, welche unsern Sinnen angenehm sind, sind uns auch zugleich nützlich; und nicht alle Dinge, welche unsern Sinnen unangenehm sind, sind uns auch zugleich schädlich.

5. Wir lernen zwar durch unsere Sinne die Dinge außer uns kennen, ob sie uns angenehm oder unangenehm sind; ob sie uns aber nützlich oder schädlich seyn werden, lernen wir erst durch den Gebrauch unserer Vernunft oder durch Ueberlegung. Wenn wir deswegen etwas angenehmes begehren, oder etwas unangenehmes verabscheuen, so müssen wir jederzeit vorher überlegen, ob uns auch das Angenehme, welches wir begehren, nützlich, oder das Unangenehme, welches wir verabscheuen, schädlich seyn werde.

6. Unsere Seele kann wirklich das Nützliche, wenn es auch unangenehm ist, wählen, und das Schädliche, wenn es auch angenehm wäre, verwerfen; denn sie hat einen freyen

Willen, das heißt, sie kann, ehe sie etwas thun oder nicht thun will, vorher überlegen, ob es ihr auch nützlich oder schädlich seyn werde.

7. Wenn wir uns von den Dingen um uns her nicht zwingen lassen, sie zu begehren, oder unzufrieden darüber zu werden, sondern unter den Dingen um uns her nur diejenigen wählen, welche wir für gut und nützlich erkennen, alsdann erst sind wir frey.

8. Wir müssen, um die Herrschaft über unsere Sinne zu erlangen, bey jeder Sache, welche wir begehren oder verabscheuen, mit Ueberlegung handeln lernen; denn sonst sind wir den Thieren ähnlich. Hernach müssen wir uns auch immer üben, etwas nützliches, wenn es uns gleich unangenehm ist, zu thun, und etwas schädliches, wenn es uns gleich angenehm seyn würde, zu unterlassen.

9. Da wir, so lange wir noch jung sind, nicht immer wissen können, was uns nützlich oder schädlich seyn werde, weil wir im Vergleichen, Unterscheiden, Urtheilen, Schließen, noch nicht geübt genug sind; so müssen wir, ehe wir etwas wählen oder verwerfen, ältere Leute

um Rath fragen. Diese können uns aber nicht deswegen, weil sie älter und größer sind, besser rathen, sondern weil sie Gelegenheit gehabt haben ihre Seelenkräfte mehr zu üben; denn wie man seine Leibeskräfte durch Uebung vermehren kann, so kann man auch seine Seelenkräfte durch Uebung vermehren.

10. Wir würden thöricht handeln, wenn wir uns immer auf andere verlassen wollten, daß sie uns einen Rath ertheilten; denn oft wenn wir allein sind, können wir andere nicht erst um Rath fragen, und dann würden wir, wenn wir unsere Seelenkräfte nicht üben würden, immer unverständigen Kindern ähnlich bleiben. Wir müssen deswegen die Dinge, welche wir genau kennen zu lernen wünschen, oft und aufmerksam betrachten, uns, wenn uns dieselben ja einmahl schädlich waren, wieder daran erinnern, auch dieselben mit ähnlichen vergleichen, damit wir dadurch die nützlichen von den schädlichen unterscheiden lernen.

11. Unsere Seele bedient sich der sinnlichen Werkzeuge, womit der Leib begabt ist, beym Empfinden, und nur dadurch werden ihr dieselben

ben nützlich. Eben so bedient sie sich auch, weil sie mit dem Leibe auf das genaueste verbunden ist, der Hände und Füße, um viele nützliche Dinge zu verrichten.

12. Wenn ein Mensch seine Sinne und alle Glieder seines Leibes nicht mehr gebrauchen kann, so nennen wir ihn todt. Ein todter Mensch kann also nicht mehr durch seine Sinne empfinden, und sich von selbst bewegen.

13. Das Leben bestehet also in der Verbindung zwischen Seele und Leib; wenn aber diese Verbindung aufhöret, so erfolgt der Tod.

F. Die Vorzüge des Menschen vor den Pflanzen und Thieren.

Die Aehnlichkeit des Menschen mit den Pflanzen und Thieren — seine Vorzüge in Absicht auf die Seele und Sprache.

1. Wenn wir die Dinge um uns her betrachten, so finden wir einen großen Unterschied unter denselben. Einige von denselben können empfinden und sich von selbst bewegen; diese nennen wir lebendig, zu welchen Thiere und Menschen gehören. Andere aber können dieses nicht; diese nennen wir leblos, zu welchen wir Pflanzen und Steine rechnen.

2. Die Pflanzen entstehen, indem sie aus der Erde hervorwachsen, aus welcher sie durch die Wurzel Säfte, welche ihnen statt der Nahrung dienen, an sich ziehen, wodurch der Wachsthum derselben befördert wird. Die Thiere entstehen auch, indem sie von andern Thieren entweder lebendig geboren, oder aus Eyern ausgebrütet, oder wie die Polypen durch

Schnitt fortgepflanzt werden, und nähren sich ebenfalls von Speise und Trank.

3. Die Pflanzen sind erst klein, dann wachsen sie und werden größer; aber nach einiger Zeit verwelken sie wieder und verdorren endlich. Die Thiere sind auch anfänglich klein, dann wachsen sie und werden größer; aber endlich werden sie alt und sterben.

4. Die Pflanzeu können sich nicht von selbst bewegen, sie wissen auch nicht, daß sie da sind. Die Thiere können sich von selbst bewegen, denn sie haben eine Seele, welche empfindet und will.

5. Die Thiere haben einen Leib, die Menschen auch; doch ist der Leib der Thiere von dem Leibe der Menschen unterschieden.

6. Der Stier hat Hörner, um sich damit zu vertheidigen, der Mensch aber nicht; die Katze hat einen Pelz, welcher sie vor der Kälte verwahrt, der Mensch aber nicht; die Katze kann klettern, der Vogel fliegen, der Fisch schwimmen, der Mensch aber nicht, und doch

weiß sich der Mensch immer zu helfen, weil er eine Seele hat, welche viele Dinge vergleichen, unterscheiden, welche urtheilen und schließen kann. Daher kommt es auch, daß der Mensch genöthigt ist nachzudenken, die Thiere aber nicht.

7. Viele Thiere einer Art halten sich immer zusammen, damit sie einander helfen; die Menschen können aber auch einander helfen oder beystehen, und noch besser.

8. Die Menschen können sprechen, die Thiere aber nicht. Diejenigen, welche eine Stimme haben, geben zwar einen oder etliche Laute von sich, aber das heißt nicht sprechen.

9. Wenn die Menschen sprechen, so denken sie sich etwas dabey, und suchen dem, mit welchem sie sprechen, das, was sie denken, durch vernehmliche Laute zu verstehen zu geben.

10. Wenn ein Mensch spricht, und andere Menschen, mit welchen er spricht, ihn verstehen sollen, so müssen sich diese eben dasselbe dabey denken, was der Sprechende sich dabey denkt, sonst verstehen sie einander nicht.

11. Die Thiere können nicht sprechen lernen, und wenn sie auch von den Menschen mit Mühe und Noth gelernt haben ein paar Wörter aussprechen; so denken sie doch nichts dabey. Sie lernen auch nicht lesen nnd schreiben, sie geben auch nicht auf alles Acht, was sie sehen, und wünschen nicht, immer mehr zu lernen.

12. Di Thiere sind, wenn sie nur genug Nahrung haben, zufrieden. Sie begnügen sich deswegen nur die Dinge, welche zu ihrer Nahrung dienen, zu kennen und zu unterscheiden.

13. Viele Dinge wissen wir bloß daher, weil sie uns andere gesagt haben. Die Menschen können nähmlich einander das, was sie erfahren haben, mittheilen, weil sie sprechen können, die Thiere aber nicht.

14. Die Menschen können immer die Ursache angeben, warum sie etwas thun oder lassen, die Thiere aber nicht. Das kommt daher, weil die Menschen Vernunft haben, die Thiere aber nicht.

15. Die Thiere freuen sich nicht über das, was sie gethan haben; die Menschen freuen sich

aber, wenn sie sich bewußt sind Recht gethan zu haben, oder wenn andere ihnen zu verstehen geben, daß sie mit ihnen zufrieden sind; und selbst dieß, daß wir wissen, daß wir etwas gutes gethan haben, freuet uns schon.

16. Die Vernunft erhebt also den Menschen über alle Thiere, so daß er alle Vorzüge, welche die Thiere besitzen, leicht entbehren kann.

II.

Der Mensch betrachtet in Absicht auf andere Menschen.

A. Aeltern und Kinder.

Die Bedürfnisse eines jeden einzelnen Menschen sind der Grund der Gesellschaft — Verhältniß der Kinder gegen ihre Aeltern — Aus diesem Verhältnisse fließen die Pflichten der Kinder gegen ihre Aeltern.

1. Alle Menschen haben viel ähnliches mit einander; einer ist deswegen eben so gut ein Mensch als andere.

2. Viele Menschen sind größer und stärker als andere; nichts desto weniger ist der kleinere und schwächere auch ein Mensch wie der andere.

3. Größere und stärkere Menschen können anderen in vielen Stücken leichter helfen. Deswegen rufen wir auch, wenn wir in Noth ge-

rathen, dieselben zu Hülfe, und erwarten ganz gewiß, daß sie uns helfen.

4. Es wäre uns also nicht gut, wenn wir allein wären, und keine andere Menschen zugegen wären, welche wir, wenn wir des Beystandes anderer bedürfen, zu Hülfe rufen könnten.

5. Wenn uns gleich nichts fehlt, so müssen wir doch, wenn wir nicht hungern und frieren sollen, Nahrung, Kleidung und Wohnung haben; diese Bedürfnisse können wir uns aber nicht so leicht verschaffen, wenn uns andere nicht beystehen.

6. Wenn wir auch erwachsen sind, und uns in vielen Stücken selbst helfen können, so haben wir darum doch die Hülfe anderer vonnöthen, weil mehrere Menschen sehr oft etwas ausrichten können, was der allein nicht hätte ausrichten können, zu dessen Nutzen es geschah.

7. Wenn wir uns aber auch alle unsere Bedürfnisse ohne Hülfe anderer Menschen verschaffen könnten, so würde uns doch nicht wohl zu Muthe seyn, wenn wir ganz allein wären. Wir würden immer, wenn wir etwas schönes

sehen oder finden würden, wünschen, daß wir jemand hätten, dem wir es sagen könnten, und der sich mit uns freuete.

8. Wenn wir nicht Gelegenheit hätten mit andern Menschen umzugehen, so würden wir auch nicht reden lernen; und jetzt, da wir reden können, dünkt es uns angenehm und nützlich, wenn wir andern sagen können, was wir denken. Es ist also gut und angenehm für uns, daß andere Menschen da sind, mit welchen wir umgehen können.

9. Wenn wir gleich in der Gesellschaft der Thiere leben würden, so könnten sie uns doch nicht so gut helfen, als die Menschen, und wenn sie es könnten, so würden sie es doch nicht so gleich auf unser Begehren thun; denn die Thiere haben keine Vernunft und können nicht reden.

10. Die Menschen wissen auch besser als die Thiere, was wir zur Befriedigung unserer natürlichen Bedürfnisse vonnöthen haben, weil alle Menschen von Natur einerley Bedürfnisse haben; die Thiere kennen aber unsere Bedürfnisse nicht, und auch darum wünscht jeder

lieber in Gesellschaft der Menschen als der Thiere zu leben.

11. Wenn wir gleich in Gesellschaft der Menschen lebten, keiner unter den Menschen aber würde sich um uns bekümmern, auch keiner darnach fragen, ob wir Hunger oder Durst, zu essen oder zu trinken hätten, nackt oder bekleidet wären, so würden wir in Gesellschaft dieser Menschen nicht besser daran seyn, als in Gesellschaft der Thiere, oder in der Einsamkeit.

12. Nicht alle Menschen, welche wir kennen, sorgen auf gleiche Art und in gleichem Grade für uns. Da wir uns aber als Kinder unsere Bedürfnisse nicht selbst verschaffen können, so müssen Menschen da seyn, welche sich unser besonders annehmen, und für uns sorgen, wenn uns etwas fehlt. Dieses thun unsere Aeltern.

13. Diese unsere Aeltern, welche deswegen so heissen, weil sie älter sind als wir und vor uns gelebt haben, gehen uns sehr nahe an, denn ohne sie würden wir gar nicht leben.

Sie verschaffen uns Speise, Kleider, und alles, was wir sonst bedürfen.

14. Die Aeltern sind bloß aus Liebe so besorgt für ihre Kinder, und die Kinder müssen, da niemand ihnen größere Wohlthaten erzeigt, als ihre Aeltern, auch diese ihre Aeltern vor allen andern Menschen lieben.

15. Alte und erfahrne Menschen können besser wissen, was uns nützlich oder schädlich ist, als junge und unerfahrne Menschen. Da nun unsere Aeltern schon länger gelebt haben, und länger mit den Dingen umgegangen sind als wir, so wissen sie auch besser als wir, was uns nützlich oder schädlich ist.

16. Wir können auch das Zutrauen zu unsern Aeltern haben, daß sie uns stets nur das rathen und sagen werden, was uns am nützlichsten ist. Auch unsere eigene Erfahrung lehrt uns, daß es uns allemahl wohl bekommt, wenn wir glauben und thun, was sie uns rathen und sagen.

17. Wenn unsere Aeltern uns gebiethen oder verwehren, so müssen wir fest glauben, daß es uns zu unserem Nutzen gereichen werde, wenn wir es thun oder lassen.

18. Unsere Aeltern untersagen uns freylich öfters Dinge, welche uns unserer Meinung nach Freude machen; aber sie würden uns dieselben nicht verwehren, wenn sie glaubten, daß wir sie ohne Gefahr genießen könnten.

19. Manche Kinder sind bisweilen mißvergnügt und unzufrieden, wenn sie thun sollen, was ihnen ihre Aeltern sagen. Z. B. viele Kinder lernen nicht gern, weil sie das Lernen für eine Plage halten. Wer aber nichts lernt, bleibt unwissend, und wer unwissend bleibt, wird unglücklich. Die Aeltern wollen also bloß deswegen, daß ihre Kinder lernen sollen, damit sie glücklich werden. Aus eben der Ursache wollen sie auch, daß ihre Kinder wohl gesittet werden sollen.

20. Wer willig und gern thut, was ein anderer sagt, daß man thun solle, den nennen wir gehorsam. Wir sind also schuldig unsern Aeltern gehorsam zu seyn, weil sie die Sachen besser verstehen, und es gut mit uns meinen; denn wenn wir ihnen ungehorsam sind, so schaden wir uns selbst.

21. Wenn wir unsern Aeltern gehorsam sind, so verursacht ihnen dieses Freude; wenn

wir ihnen aber ungehorsam sind, so macht ihnen dieses Verdruß.

22. Die Kinder stehen nur so lange unter der Vorsorge und Aufsicht ihrer Aeltern, als sie sich nicht selbst rathen können; so bald sich aber die Kinder selbst ernähren und regieren können, hört diese Vorsorge und Aufsicht der Aeltern auf.

23 Auch dann, wenn wir nicht mehr unter der Vorsorge und Aufsicht unserer Aeltern stehen, sind wir noch schuldig uns gegen dieselben dankbar zu erweisen; denn ohne ihre Vorsorge würden wir jetzt nicht brauchbare und glückliche Menschen geworden seyn.

24. Bisweilen verlieren Kinder ihre Aeltern, alsdann nennen wir sie Waisen. Mit Recht bedauern wir diese, weil sie niemand haben, der für sie sorget, wie ihre Aeltern für sie sorgten, da andere Menschen, wenn sie selbst Kinder haben, für diese sorgen müssen. Doch finden sich auch oft Menschen, welche sich ihrer annehmen, und Sorge für sie tragen. Diese vertreten alsdann die Stelle der Aeltern bey ihnen.

B. Geschwister.

Geschwister haben das gleiche Recht zu der Vorsorge ihrer gemeinschaftlichen Aeltern — und gegen ihre Aeltern und gegen einander die gleichen Pflichten, besonders der uneigennüzzigsten Beyhülfe.

1. Aeltern haben sehr oft mehrere Kinder, für welche sie mit gleicher Sorgfalt sorgen, und welchen sie Nahrung, Kleidung, und was sie sonst nöthig haben, verschaffen.

2. So lange die Kinder noch klein und schwach sind, können sie nicht einmahl sich, viel weniger anderen, was sie bedürfen, verschaffen; sie haben deswegen alle der Aeltern Vorsorge vonnöthen.

3. Geschwister haben gleiches Recht auf die Vorsorge ihrer Aeltern, und keines derselben darf einen Vorzug vor dem andern haben wollen.

4. Aeltern haben ihre Kinder alle gleich lieb, wenn sie sich gleich wohl verhalten; doch sorgen sie am meisten für die kleineren, weil diese, da sie noch gar schwach und ohnmäch-

tig sind, die meiste Vorsorge der Aeltern nöthig haben.

5. Größere und ältere Geschwister können nicht nur ihren kleineren und jüngeren Geschwistern in vielen Stücken helfen, sondern sie müssen es auch gern thun, denn sie erwerben sich dadurch nicht nur die Liebe ihrer Geschwister, sondern sie machen sich auch der Liebe ihrer Aeltern würdiger, weil sie ihnen auf diese Art einen Theil ihrer Mühe abnehmen. Eben deswegen räumen auch die Aeltern den größern und ältern Kindern mit Recht einen Vorzug vor den kleineren und schwächern ein

6. Wenn die Kinder sich gut aufführen und fleißig sind, so macht dieses ihren Aeltern Freude; wenn die Kinder aber unartig und faul sind, so verursacht dieses ihren Aeltern Verdruß.

7. Wenn die Aeltern eines ihrer Kinder wegen seiner guten Aufführung und wegen seines Fleißes loben, so wollen sie nicht nur demselben dadurch ihre Zufriedenheit zu erkennen geben, sondern sie wollen auch ihre übrigen Kinder anreitzen sich gleichen Lobes würdig zu machen.

8. Da die Aeltern wollen, daß es allen ihren Kindern wohl sey, so wollen sie auch,

daß ihre Kinder unter einander Frieden haben, und nicht unter sich zanken sollen.

9. Geschwister müssen, damit das gute Vernehmen unter ihnen nicht gestört werde, einander nicht dadurch beleidigen, daß eines dem anderen, wenn es gleich stärker ist, das Seinige verdirbt oder wegnimmt; denn so wie es uns angenehm ist, wenn man uns das Unsrige läßt, so ist es auch andern. Kinder machen auch dadurch, wenn sie ihren Geschwistern das Ihrige verderben oder wegnehmen, zugleich ihren Aeltern Verdruß, welche dieses nicht haben wollen, weil es nicht recht ist.

10. Obgleich die Aeltern ihre Kinder alle gleich lieb haben, so nehmen sie doch bey der Verschaffung der Bedürfnisse Rücksicht auf das Alter und die Größe der Kinder, auch verstatten sie den älteren und größern Kindern schon mehr Freyheit.

11. Geschwister müssen, wenn sie den Nahmen guter Kinder verdienen wollen, besonders verträglich unter einander seyn, und müssen einander keinen Verdruß zu machen suchen.

12. Kinder müssen nicht nur ihren Aeltern, so viel in ihren Kräften steht, nützlich zu werden suchen,

suchen, sondern sie müssen auch ihren Geschwistern, worinn sie können, gern helfen.

13 Auch dann, wenn die Kinder groß geworden sind, müssen sie noch einander lieben und einander helfen, weil sie alsdann einander noch mehr helfen können, als jetzt, da sie noch klein und schwach sind.

14. Unsere Aeltern haben auch Brüder und Schwestern, welche wir Vettern und Basen (Oheime und Muhmen) nennen, und auch diese gehen uns näher an, als andere Leute.

15. Unsere Aeltern haben auch Aeltern, wie wir, welche wir unsere Großältern nennen. Von diesen hatten unsere Aeltern, da sie noch kleine Kinder waren, alles eben so, wie wir es jetzt von ihnen haben; und da sie die Kinder unserer Großältern sind, so wie wir die Kinder unserer Aeltern sind, so sehen die Großältern deswegen ihre Enkel für ihre Kinder an.

16. Es ist uns gut, daß wir Geschwister, Vettern, Basen haben, weil sich diese in vielen Fällen unser an unserer Aeltern Statt annehmen und für uns sorgen.

C. Die Haushaltung.

Mann und Frau — Aeltern — Dienstbothen — Kinder. Ihr Verhältniß gegen einander, und einer jeden Person besondere Bestimmung in der Haushaltung.

1. Mann und Frau vertheilen gewöhnlich die Geschäfte der Haushaltung so unter sich, daß die Frau vorzüglich das Hauswesen besorgt, der Mann aber das, was zur Bestreitung der Haushaltung erforderlich ist, herbeyschafft.

2. Mann und Frau sorgen nicht bloß für sich selbst, sondern sie sorgen, wenn sie Kinder haben, eben so wohl für diese, oft noch mehr, als für sich selbst, indem sie ihnen Essen, Trinken, Kleidung, und was sie sonst nöthig haben, verschaffen.

3. Es wäre zwar den Aeltern leichter, dieses alles nur für sich selbst anzuschaffen; weil es ihnen aber nicht wohl dabey seyn würde, wenn sie ihren Kindern nichts zu essen geben, keine Kleider verschaffen könnten, so thun sie es gern.

4. Es giebt freylich Aeltern, welche das nicht, oder fast nicht vermögen; doch brechen sie eher sich selbst ab, als daß sie ihre Kinder

sollten hungern oder frieren oder sonst Mangel leiden lassen; sie geben ihnen oft den Bissen aus dem Munde, daher verdienen diese auch den Nahmen guter Aeltern.

5. Mann und Frau entschlossen sich deswegen beysammen zu leben, damit eines dem andern nützen und helfen könnte, und damit sie, wenn sie Kinder hätten, besser für dieselben sorgen könnten.

6. Wenn Aeltern mit ihren Kindern, oder auch noch mit ihren Dienstbothen, beysammen wohnen, so nennt man es eine Haushaltung.

7. Eben darum, weil die Aeltern in der Haushaltung für die andern sorgen, ist es billig, daß sie das meiste Ansehen haben, besonders aber der Mann als das Oberhaupt der Haushaltung angesehen werde, weil er am meisten sorgt, räth, hilft, und das gewinnt und hergibt, was zur Bestreitung der Haushaltung erfordert wird.

8. Es ist gut für die Kinder, daß der Vater und die Mutter die Besorgung der Geschäfte unter sich vertheilt haben, und die Kinder dürfen gewiß hoffen, daß ihre Aeltern, so wie

sie bisher für sie gesorgt haben, daß es ihnen an nichts fehlte, auch ferner für sie sorgen werden.

9. Die Aeltern sind die vornehmsten und wichtigsten Personen im Hause, ohne welche die andern nicht so wohl leben könnten. Weil sie aber nicht allemahl alle Geschäfte selbst verrichten können, so nehmen sie deswegen oft zur Erleichterung und Bequemlichkeit ihres häuslichen Lebens andere Menschen in ihre Dienste, damit sie ihnen arbeiten helfen.

10. Weil die Dienstbothen, oder der Knecht und die Magd, den Aeltern arbeiten helfen, so ist es auch billig, daß ihnen die Aeltern, da sie nicht für sich, sondern zum Besten der Haushaltung arbeiten, Speise und Trank, und wenn sie ihnen eine Zeitlang gedienet haben, auch Lohn geben, womit sie ihre übrigen Bedürfnisse bestreiten können; dafür hangen sie aber auch von den Befehlen ihrer Herrschaft ab.

11. Wenn Dienstbothen ihrer Herrschaft treu und fleißig dienen, so behält man sie lange und gern; und wenn die Herrschaft mit ihren Dienstbothen billig und menschlich umgeht, ihnen den versprochenen Lohn willig reicht, und ihre

Treue in ihrem Dienste erkennt, so dienen Dienstbothen lange und gern an Einem Orte.

12. Da die Dienstbothen vieles verrichten, das auch den Kindern zu Gute kommt, und überhaupt zum Besten der ganzen Haushaltung arbeiten, so ist es billig, daß auch die Kinder sich artig und höflich gegen sie bezeigen, und sie in keinem Stücke kränken.

13. Wenn die Dienstbothen mit Herren und Frau, oder Herr und Frau mit den Dienstbothen nicht zufrieden sind, so können sie einander ihre Dienste aufsagen und sich trennen.

14. Wenn Herr und Frau für ihre Dienstbothen wie für Kinder sorgen, und die Dienstbothen ihnen wie ihren Aeltern folgen, fleißig und treu sind, so ist es ihnen allen dann wohl, sie werden dann gern bey einander leben, und sich sobald nicht von einander trennen.

15. Kleine Kinder können freylich noch nicht so viel arbeiten, und also auch der Haushaltung noch nicht so viel nützen, als Dienstbothen, welche mehr Kräfte haben; dennoch überläßt man den Kindern bisweilen Arbeiten, aber nur leichte.

16. Kinder hoffen einst auch erwachsene Leute zu werden, und wünschen alsdann auch einer Haushaltung vorstehen zu können, welches sie aber nicht können, wenn sie nichts gelernt haben. Die Aeltern zeigen deswegen den Kindern vieles, wie sie es anfangen müssen, und führen dieselben selbst zu vielen Sachen an, weil sie wollen, daß ihre Kinder nicht nur jetzt, sondern auch als Erwachsene in ihrem künftigen Leben glücklich seyn sollen.

17. Weil die Aeltern nicht immer Zeit und Geschicklichkeit ihre Kinder selbst zu lehren haben, so schicken sie dieselben in die Schule, wo mehrere Kinder zusammenkommen um zu lernen.

18. Der Lehrer vertritt die Stelle der Aeltern, denn die Aeltern sind eigentlich schuldig ihre Kinder zu lehren. Wenn also die Kinder ihrem Lehrer die Achtung versagen, so versagen sie dieselbe wirklich nicht ihm, sondern ihren Aeltern.

19. Die Aeltern wollen deswegen, daß ihre Kinder auf das, was der Lehrer sagt, achten sollen, damit sie etwas lernen; denn man kann,

wenn man auf das, was der Lehrer sagt, nicht achtet, nichts lernen.

20. Wenn die Kinder auf das, was der Lehrer sagt, nicht achten, so schaden sie nicht ihm, sondern sich selbst, denn sie bleiben ungeschickt. Dennoch geschieht dieses sehr oft von vielen Kindern; deswegen weiß aber auch der Lehrer schon im voraus, daß diese Kinder nicht glücklich seyn werden.

21. Mit denjenigen Kindern, welche sich gut aufführen und fleißig sind, ist der Lehrer wohl zufrieden, und er lobt alsdann, wenn er zu ihren Aeltern kommt, ihr gutes Betragen und ihren Fleiß, welches ihren Aeltern auch Freude macht. Ueber diejenigen Kinder aber, welche sich schlecht aufführen und faul sind, ist der Lehrer mißvergnügt, und er klagt bey ihren Aeltern, wenn er zu ihnen kommt, über ihre schlechte Aufführung und über ihre Faulheit, welches diesen Aeltern Verdruß verursacht.

22. Die Aeltern schicken ihre Kinder nicht deswegen in die Schule um sich dieselben auf diese Art vom Halse zu schaffen, sondern deswegen, weil sie zu Hause keine Gelegenheit haben, sich so

viele nützliche Kenntnisse zu erwerben, als sie sich in der Schule erwerben können.

23. Die Aeltern hoffen, daß aus ihren Kindern einst rechtschaffene brauchbare Menschen werden; da man aber dieses nicht werden kann, wenn man nichts gelernt hat, so betrüben sie sich, wenn sie sehen, daß ihre Kinder nichts lernen wollen.

24. Die Aeltern schicken die Kinder nicht immer in die Schule, sondern nur so lange, bis sie sich diejenigen Kenntnisse erworben haben, welche ihnen nöthig si d; alsdann bleiben einige bey dem Studieren, andere lernen Künste und Handwerker. Sie überg ben sie deswegen Männern, welche ihnen zeigen, wie sie es anfangen müssen, um dereinst geschick e Leute zu werden.

25. Wenn die Kinder alsdann wieder nach Hause kommen, so können sie entweder ihren Aeltern helfen, oder sie können, wenn ihre Aeltern ihrer Hülfe nicht bedürfen, eine eigene Haushaltung anfangen.

D. Nachbarn.

Die Gemeinschaft der Nachbarn — Ihre gegenseitige Beyhülfe.

1. Außer unsern Aeltern, Geschwistern, Verwandten, Dienstbothen, gehen uns diejenigen, welche bey uns in der Nähe wohnen, (unsere Nachbarn) näher als andere Menschen an.

2. Wir haben alle die gegenseitige Hülfe anderer Menschen nöthig, wenn wir so glücklich seyn sollen, als wir können. Zu dieser gegenseitigen Hülfe sind aber unsere Nachbarn am geschicktesten.

3. Es kann uns nicht gleichgültig seyn, ob unser Nachbar gut oder böse, freundlich oder unfreundlich gegen uns gesinnt sey. Wir müssen deswegen durch Freundlichkeit, liebreiches Betragen, thätige Hülfleistung gegen unsere Nachbarn uns derselben Liebe auf alle Art und Weise zu erwerben suchen.

4. Wenn wir uns durch unser Betragen die Liebe unserer Nachbarn erworben haben,

so können wir, wenn wir in Noth gerathen, sicher auf die Hülfe derselben rechnen.

5. Schon lange scheint man von dieser Wahrheit, daß uns die Freundschaft unserer Nachbarn sehr nützlich sey, überzeugt zu seyn; denn Salomo sagt schon (Spr. XXVII. 10.): Ein Nachbar ist besser in der Nähe, weder ein Bruder in der Ferne. Auch scheint das alte Sprichwort: Ein Nachbar an der Wand ist besser als ein Bruder über Land, daher bey uns entstanden zu seyn. Deswegen befahl auch Themistocles, als er sein Landgut verkaufen wollte, dem Ausrufer hinzuzusetzen, daß es gute Nachbarn habe.

E. Einwohner eines Dorfes, einer Stadt.

Die Leute, welche einander mehr bedürfen, die Handwerker und Kaufleute, wohnen am schicklichsten bey einander; Die Ackerleute mitten in ihren Gütern.

1. In den Städten wohnen die Leute nahe beysammen, aber auf dem Lande, in Dörfern, wohnen die Leute entfernt von einander. Dieses kommt daher, weil die Leute in der Stadt einander mehr bedürfen, als die Leute auf dem Lande.

2. Die Leute, welche auf dem Lande wohnen, beschäftigen sich größtenTheils bloß damit, daß sie das Feld bauen, damit die Erde Früchte hervorbringe, wovon die Menschen leben. Sie haben aber, damit sie säen und pflanzen können, nicht blos Raum zu einer Wohnung nöthig, sondern sie müssen auch Feld haben, welches den weit größeren Raum ausmacht.

3. Weil nicht alle Leute gemächlich so viel Land haben können, als dazu erfordert wird, mit

Vortheil so viel zu säen und zu pflanzen, damit sie sich ihren Lebensunterhalt verschaffen können; so überlassen Handwerker und Künstler die Besorgung des Ackerbaues den Landleuten, und wohnen in der Stadt, um desto ungestörter arbeiten zu können.

4. Da viele Landleute durch sorgfältige Bestellung der Felder weit mehr gewinnen, als sie zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nöthig haben, so können sie den Ueberfluß ihrer Früchte und Pflanzen den Leuten in der Stadt überlassen, wodurch sie sich Gelegenheit verschaffen von den Leuten in der Stadt dagegen solche Dinge zu erhalten, welche hinwiederum zu ihrer Bequemlichkeit dienen.

5. Wenn gleich die Landleute den Ueberfluß ihrer Früchte und Pflanzen den Leuten in der Stadt überlassen, so hat doch noch außerdem Ein Handwerksmann die Hülfe des andern so nöthig, daß er sein Handwerk nicht wohl fortsetzen könnte, wenn dieser weit von ihm weg wohnte. Es ist also gut, daß diese in der Stadt so nahe beysammen wohnen.

6. Wir haben nicht Ursache mit dieser Einrichtung unzufrieden zu seyn, weil sonst, wenn diese Einrichtung nicht getroffen worden wäre, Handwerke und Künste den Grad von Vollkommenheit, welchen sie jetzt erreicht haben, gewiß niemahls erreicht haben würden.

7. Wenn jedermann in der Stadt wohnen, und ein Herr, oder ein Gelehrter, oder ein Künstler, oder ein Handwerker, oder ein Kaufmann werden wollte, und niemand mehr säen und pflanzen oder das Feld bauen wollte, so würde eine allgemeine Verwirrung und Noth entstehen.

F. Bürgerliche Verfassung.

Die Einwohner einer Stadt, eines Landes, machen Eine große Gesellschaft aus — Ihre gemeinschaftlichen Bedürfnisse erfordern eine verabredete Einrichtung. Gesetze und Obrigkeit — Verhältniß der Obrigkeit und der Einwohner des Landes gegen einander.

1. Diejenigen Menschen, welche in Einer Stadt oder in Einem Lande beysammen wohnen, gehen einander näher an, als die, welche in verschiedenen Städten oder Ländern wohnen; denn sie kennen einander besser, gehen mehr mit einander um, und haben mehr Anlaß einander zu helfen und zu nützen.

2. Diejenigen Menschen, welche so beysammen wohnen, reden gleiche Sprache. Dieses kommt daher, weil sie schon seit langer Zeit Umgang mit einander gehabt haben. Sie würden aber auch, wenn dieses nicht wäre, nicht so gut mit einander umgehen können, weil sonst einer den andern nicht verstehen würde.

3. Diejenigen Menschen, welche sich zuerst mit einander verbanden beysammen zu wohnen, thaten dieses ganz gewiß aus keiner andern Absicht, als der Sicherheit wegen. Sie versprachen also einander beyzustehen, wenn sie von wilden Thieren angefallen, oder von andern wilden Menschen feindselig angegriffen würden, weil sie wohl einsahen, daß sie vereint besser im Stande seyn würden den Anfällen wilder Thiere oder den Angriffen der Feinde zu widerstehen.

4. Anfangs war die Anzahl derjenigen Menschen, welche sich mit einander vereinigten, nur gering; nach und nach aber wurde dieselbe immer größer, so daß endlich eine große Gesellschaft vieler Familien entstand, welche sich um ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit willen mit einander vereinigten. Eine solche Gesellschaft vereinigter Menschen nennt man ein Volk, und die gewisse Oberfläche der Erde, welche diesem Volke zustehet, das Land oder Gebieth desselben.

5. Die Menschen verbanden hernach mit dieser Sicherheit, welche sie durch diese Vereinigung unter sich zu befördern suchten, auch

noch die Bequemlichkeit des Lebens, welche in der Leichtigkeit, sich durch Fleiß seinen Unterhalt zu verschaffen, bestehet.

6. Nachdem die Menschen einmahl mehrere große Gesellschaften unter sich gestiftet hatten, so wünschte nicht bloß jede Gesellschaft gegen die andere gesichert zu seyn, sondern jede Gesellschaft suchte es auch dahin zu bringen, daß ihre Gesellschaft nichts von ihren Gliedern und jedes Glied nichts von den Mitgliedern seiner Gesellschaft zu befürchten hätte, weil sie sonst keiner allgemeinen Sicherheit genießen konnten.

7. Wenn mehrere Familien in gesellschaftlicher Verbindung leben, so können viele Dinge vorfallen, welche sie alle angeben. Allen ist nähmlich daran gelegen bey dem Ihrigen völlig sicher zu seyn, und alle wünschen die Früchte ihres Fleißes ungestört zu genießen. Es mußte also von der ganzen Gesellschaft genau vorgeschrieben oder verabredet werden, was jedes Mitglied der Gesellschaft zu thun oder zu lassen habe, damit die Sicherheit und Bequemlichkeit der anderen Mitglieder nicht gestört würde.

würde. Eine solche Vorschrift oder Abrede, was jeder thun müsse, damit es allen wohl sey, heißt ein Gesetz.

8. Es war nicht genug, daß Gesetze gemacht wurden, sondern es mußte auch dafür gesorgt werden, daß jedes Mitglied der Gesellschaft sich darnach richten mußte. Weil es aber nicht anging, daß die ganze Gesellschaft über die Beobachtung der einmahl vorgeschriebenen Gesetze wachte, so mußten gewisse Personen erwählt werden, welchen aufgetragen wurde, dahin zu sehen, daß keiner den Gesetzen zuwider handelte. Diese heissen obrigkeitliche Personen oder die Obrigkeit.

9. Zu solchen obrigkeitlichen Personen wählte man nur diejenigen, welche man für die besten und tüchtigsten dazu hielt und versah sie zugleich, wie es nothwendig war, mit der Macht und dem Ansehen, daß sie ihren Befehlen den gehörigen Nachdruck geben konnten, so daß sie diejenigen, welche wider die Gesetze handeln wollten, zwingen, oder wenn sie dawider gehandelt hatten, auch strafen konnten. Denn jetzt war es Gesetz dem Befehlenden zu

gehorchen, und wer gegen seine Befehle ungehorsam war, der war nicht ungehorsam gegen ihn, sondern gegen die ganze Gesellschaft, welche ihm den Auftrag gegeben hatte.

10. Alle Einwohner eines Landes stehen also unter einer Obrigkeit, und wenn diese etwas befiehlt oder verbiethet, so geschieht es zum Nutzen der ganzen Gesellschaft. Jeder ist deswegen schuldig seiner Obrigkeit zu gehorchen.

G. Allgemeine Verbindung der Menschen unter einander.

Alle Menschen können der Hülfe auch eines Unbekannten und Fremden bedürfen — und haben gewisse Pflichten gegen alle, auch die unbekanntesten Menschen.

1. Außer den verschiedenen besonderen Verbindungen, in welchen die Menschen, wie wir bis jetzt gesehen haben, gegen einander stehen, z. B. als Eheleute, als Aeltern und Kinder, als Geschwister, als Verwandte als Herrschaft und Dienstbothen, als Nachbarn, als Einwohner Eines Dorfes Einer Stadt, Eines Landes, welche zusammen eine große Gesellschaft ausmachen, gibt es noch eine allgemeine Verbindung, in welcher wir mit allen Menschen stehen, so daß uns jeder Mensch sehr nahe angeht.

2. Wenn wir in Noth sind, so erwarten wir von andern Menschen, daß sie uns, da sie auch Menschen sind, Hülfe leisten werden.

3. Wir würden den Nahmen guter und mitleidiger Menschen nicht verdienen, wenn wir

einem leidenden Menschen unsere Hülfe bloß deswegen versagten, weil wir in keiner besondern Verbindung mit ihm stehen.

4. So wie es uns angenehm ist, wenn uns, auch ein fremder unbekannter Mensch, hilft, wenn wir in Noth gerathen sind, eben so ist es auch allen anderen Menschen.

5. Weil alle Menschen leicht in den Fall kommen können, daß sie auch der Unbekannten Hülfe vonnöthen haben, so dürfen wir niemahls sagen, dieser oder jener Mensch gehe uns gar nichts an; denn eigentlich sind wir doch alle Glieder einer großen Familie.

6. Was du willst, das man dir thue, das thue einem andern auch, dieses ist die Grundregel, nach welcher wir uns in allen unseren Handlungen gegen andere Menschen richten müssen. Deswegen ist es Pflicht für uns, daß wir uns gefällig, wohlthätig, dienstfertig, liebreich, billig gegen alle, auch die unbekanntesten Menschen beweisen, und ihnen mit gebührender Achtung und Ehrerbiethigkeit begegnen, uns auch besonders der Wahrhaftigkeit gegen jedermann befleißigen.

III.

Der gesittete Mensch
in den wichtigern
Beziehungen, Beschäftigungen
und
Zufällen des Lebens.

A. Die Sittlichkeit überhaupt.

Grundsätze der Sittlichkeit. Wir sind verbunden, das zu wollen, was angenehm, und das zu verwerfen, was unangenehm ist — Aber wir müssen unterscheiden zwischen dem, was nur eine Zeitlang so ist, und hernach sich verändert — oder zwischen größerem und kleinerem Vergnügen und Mißvergnügen — Wir müssen uns üben, die Herrschaft der Vernunft über unsere Begierden zu behalten.

1. Alle Menschen sehen sich aus Instinkt, das ist, aus einem innern Antriebe ihrer Natur, gezwungen, gewisse Empfindungen angenehm oder unangenehm zu finden.

2. Jeder Instinkt erzeugt bey den Menschen ein Verlangen, sich Empfindungen, welche ihnen angenehm waren, wieder zu verschaffen, und einen Abscheu, Empfindungen,

welche ihnen unangenehm waren, von sich abzuwenden. Es ist deswegen den Menschen niemahls gleichgültig, ob sie angenehme oder unangenehme Empfindungen haben, sondern alle wünschen immer angenehme Empfindungen zu haben.

3. Einige Dinge verursachen uns zwar immer angenehme Empfindungen, andere aber verursachen uns immer unangenehme Empfindungen; doch hängt es oft von unserem Thun und Lassen ab, daß sie uns entweder angenehme oder unangenehme Empfindungen verursachen.

4. So bald wir gemerkt haben, daß eine gewisse Art des Thuns und Lassens unsere angenehmen Empfindungen befördert, oder die unangenehmen Empfindungen abwendet; so entsteht der Wille und Vorsatz zu solchem Thun und Lassen; hingegen ein Widerwille gegen solche Handlungen, welche angenehme Empfindungen verhindern und uns derselben berauben, oder unangenehme Empfindungen befördern.

5. Wenn wir etwas gethan haben, das uns angenehme Empfindungen verursacht, so freuen wir uns; wenn wir aber etwas gethan

haben, das uns unangenehme Empfindungen verursacht, so gereuet es uns, ob wir gleich oft, indem wir es thun, nicht daran denken, daß es uns gereuen werde, weil wir als unerfahrne und unverständige Menschen uns dabey bloß nach dem ersten Anscheine richten.

6. Jede unserer Handlungen zieht stets eine Folge nach sich, welche uns entweder angenehme oder unangenehme Empfindungen verursacht. Deswegen pflegen erfahrne und verständige Menschen bey jeder Handlung, welche sie unternehmen wollen, erst nachzudenken, und um Rath zu fragen, ehe sie ihren ersten Willen ausführen. Wenn sie nun erkennen, daß sie sich in dem Urtheile über ihre Handlung geirret haben, und daß dieselbe unangenehme Folgen nach sich ziehen werde, so verändern sie alsdann ihren Willen und Vorsatz, und unterlassen dieselbe.

7. Oft ziehen uns zwar unsere Handlungen unangenehme Folgen zu; doch dürfen wir nicht vergessen, daß ein Unterschied ist zwischen dem, was wir selbst thun und lassen können, und zwischen dem, was uns wider unsere Bemühungen und wider unsern Willen begegnet;

denn es ist uns bey einer unangenehmen Empfindung nicht gleichgültig, ob wir selbst Schuld daran sind oder nicht.

8. Wenn wir zwischen einem kleineren und einem grösseren Vergnügen zu wählen haben, so müssen wir das grössere wählen; deswegen ziehen wir auch das Nützliche dem Angenehmen vor. Und wenn wir zwischen zwey Uebeln wählen müssen so müssen wir das kleinere wählen.

9. Das Vergnügen oder Mißvergnügen, welches länger dauert, nennen wir das grössere, und dasjenige, welches bald aufhört, das kleinere. Wenn uns also ein kleines Vergnügen an einem grösseren verhindern würde, so lassen wir es fahren.

10. Manche Dinge sind unseren Sinnen angenehm, werden uns aber hernach schädlich; manche hingegen sind unseren Sinnen unangenehm, werden uns aber hernach nützlich. Dennoch wählen wir, so lange wir unverständig sind, das Angenehme, wenn es uns gleich hernach schädlich werden sollte, und verwerfen das Unangenehme, wenn es uns gleich hernach nützlich werden würde. Dazu verleitet uns der

Instinkt der Sinnlichkeit, welcher darin besteht, daß wir alle angenehme sinnliche Empfindungen begehren, und alle unangenehme sinnliche Empfindungen verabscheuen.

11. Wir dürfen uns von diesem Instinkte der Sinnlichkeit nicht hinreissen lassen, sondern wir müssen uns, so oft eine Begierde nach einer Sache in uns entsteht, gewöhnen, diese Begierde auf der Stelle zu unterdrücken, damit wir Zeit zur Ueberlegung gewinnen; denn sonst könnten wir leicht uns betrügen, und etwas schädliches für unschädlich halten, bloß deswegen, weil es angenehm ist.

12. Es ist uns sehr nützlich, wenn wir uns gewöhnen unsere Lüste und Begierden zu unterdrücken; wir werden aber niemahls dieselben unterdrücken lernen, wenn wir immer das erlangen, oder das thun, was uns gelüstet. Wir müssen deswegen oft gerade unsere liebsten und stärksten Neigungen und Begierden unterdrücken; denn wenn wir diese unterdrücken können, so wird es uns hernach desto leichter seyn die weniger reitzenden und schwächeren Begierden zu unterdrücken.

13. Wir handeln sehr unvernünftig, wenn wir nicht vorher die Folgen unserer Handlungen sorgfältig überdenken, sondern ohne Nachdenken bloß suchen unsere Begierden zu befriedigen. Deswegen müssen wir uns frühe daran gewöhnen die Folgen unserer Handlungen stets zu überlegen, und uns eine Sache, welche schädliche Folgen für uns nach sich zieht, zu versagen, so sauer und so schwer uns auch dasselbe im Anfange vorkommt; denn was man oft thut, wird uns nach und nach zur Gewohnheit, und durch Gewohnheit können wir uns auch unangenehme Dinge angenehm machen, so wie uns durch Uebung die schwersten Dinge leicht werden.

14. Es kann oft nothwendig für uns werden Gewohnheiten, weil sie uns schädlich geworden sind, wieder abzulegen, so schwer es uns auch im Anfange dünkt. Es wäre freylich besser, wenn wir solche Gewohnheiten nie angenommen hätten; jetzt aber, da wir sie einmahl angenommen haben, bleibt uns nichts übrig, als uns zu üben sie wieder abzulegen.

15. Wenn wir oft unsere Begierden überwinden und angenommene Gewohnheiten ablegen,

so wird es uns nach und nach leicht unserer Vernunft die Herrschaft über unsere Begierden zu verschaffen, und wir hören alsdann auf Sclaven unserer Sinnlichkeit zu seyn, welches uns sehr nützlich ist. Deswegen müssen wir uns täglich in der Ueberwindung unserer Begierden üben, und uns oft auch die unschädlichsten sinnlichen Vergnügungen versagen, weil es uns sehr schädlich seyn würde, wenn wir nicht im Stande wären uns alles zu versagen, was etwa einmahl nöthig werden könnte uns zu versagen.

B. Die Triebfedern der menschlichen Handlungen.

Liebe zum Leben — Liebe für die Gesundheit — Sinnliche Vergnügungen — Wißbegierde — Wahrheitsliebe — Furcht — Hoffnung — Menschenliebe — Mitleiden — Dankbarkeit — Ehrliebe — Scham — Reue.

1. Liebe zum Leben findet sich bey allen Menschen. Alle wollen gern ihr Leben so lange erhalten, als sie können. Selbst wenn wir krank, oder in irgend einer andern Lebensgefahr sind, erdulden wir gern jeden Schmerz, wenn wir nur unser Leben dadurch retten können. Wir haben also alle eine angeborne Begierde, unser Leben zu erhalten, und einen angebornen Abscheu gegen alles, was unserem Leben schaden kann. Diese Begierde und diesen Abscheu nennt man den Instinkt der Selbsterhaltung.

2. Der Instinkt der Selbsterhaltung treibt uns an, daß wir unsere Gesundheit zu erhalten, und unser Leben, so viel wir können, zu verlängern suchen. Die besten Mittel zur Er-

haltung unserer Gesundheit sind aber Mäßigkeit, Arbeitsamkeit und Vorsichtigkeit.

3. Wenn wir gleich gesund sind, so ist es uns doch nicht gleichgültig, was wir sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen; denn einige Sachen sind unseren Sinnen angenehm, andere aber unangenehm.

4. Was unseren Sinnen angenehm ist, heissen wir sinnliche Vergnügungen, oder Vergnügungen der Sinne, und diese wünschen wir eben so wohl zu genießen, als wir wünschen unser Leben und unsere Gesundheit zu erhalten.

5. Wenn wir sinnliche Vergnügungen empfinden wollen, so gebrauchen wir gewisse Glieder unseres Leibes dazu, welche wir deswegen Werkzeuge der Sinne nennen, weil wir vermittelst derselben dasjenige, was außer uns ist, erkennen. Weil wir nun diese sinnlichen Vergnügungen nicht empfinden können, wenn diese Werkzeuge nicht gesund sind, so wünschen wir auch diese, so viel wir können, gesund zu erhalten.

6. Wenn wir auf gewisse Art einen Sinn oft sehr anstrengen, um uns dadurch zu ergetzen, so wird er stumpf und unempfindlicher, und wir werden dieser Art des Vergnügens satt und überdrüssig. Wollen wir also durch unsere Sinne vieles Vergnügen haben, so müssen wir sie mit Mäßigkeit befriedigen, und uns des Vergnügens eine Zeitlang enthalten, damit es wieder neu werde. Die verständigen Menschen verfahren so mit allen ihren Vergnügungen.

7. Außer dem Instinkte der Sinnlichkeit findet sich auch bey uns der Instinkt der Wißbegierde. Durch denselben entsteht in uns das edle Verlangen allerley Dinge zu wissen, sie zu vergleichen und zu unterscheiden, ihre Beschaffenheiten genau zu kennen, ihre Ursachen und Wirkungen zu erforschen und von Andern zu vernehmen.

8. Der Instinkt der Wißbegierde ist uns sehr nützlich, denn er treibt uns an, daß wir recht vieles lernen; je mehr mir aber lernen, desto verständiger werden wir, je verständiger wir werden, desto leichter wird es uns, gut zu werden, und je mehr wir uns bemühen

gut zu werden, desto glücklicher werden wir auch.

9. Obgleich der Instinkt der Sinnlichkeit sehr stark bey uns ist, so wird derselbe doch von dem Instinkte der Wißbegierde überwältiget; denn dieser Instinkt ist für uns eine beständige Quelle des Vergnügens. Daher kommt es auch, daß wir keine Mühe scheuen um Dinge zu lernen, welche wir mit Vergnügen und Nutzen wissen werden; ja er wird bey manchen Menschen, besonders wenn sie schon vieles gelernt haben, oft so heftig, daß sie sich alsdann, um ihre Wißbegierde zu befriedigen, am Schlafe abbrechen, und selbst die nöthigen sinnlichen Vergnügungen versagen, wodurch sie ihrer Gesundheit schaden, und sich bisweilen wohl gar das Leben verkürzen.

10. Weil wir, wenn wir auch noch so wißbegierig sind, doch nicht allemahl alles durch eigene Eefahrung zu lernen, oder durch eigenes Nachdenken herauszubringen vermögen, so wünschen wir, daß uns andere Menschen Unterricht ertheilen, oder uns ihre erworbenen Kenntnisse mittheilen. Doch ist es uns gar nicht gleich-

gültig, ob sie uns die Sache sagen, wie sie ist, oder nicht, sondern wir wollen, daß sie uns die Sache so, wie sie wirklich ist, das heißt, die Wahrheit, sagen.

11. Wir begehren und verabscheuen bisweilen etwas mit Heftigkeit, oder unsere Neigung und Abneigung wird so stark, daß dadurch unsere Gemüthsruhe gestört wird. Dieses nennt man eine Leidenschaft, weil wir alsdann nicht nach Vernunft und Ueberlegung handeln, sondern uns bloß leidend verhalten.

12. Wenn wir uns vorstellen, daß uns etwas unangenehmes oder schädliches begegnen werde, so entsteht in uns Furcht, das heißt, diejenige Gemüthsbewegung, da wir uns über etwas Böses, welches noch zukünftig ist, betrüben. Ist diese Furcht vor einem Uebel, das ganz unversehens kommt, recht groß, so nennen wir sie Schrecken. Je größer das Uebel ist, das uns plötzlich wiederfährt, und je weniger wir darauf gefaßt waren, desto größer ist der Schrecken. Den höchsten Grad des Schreckens nennt man Entsetzen.

13. Wenn

13. Wenn uns etwas angenehmes begegnet, oder wenn uns ein Glück wiederfährt, so freuen wir uns. Wenn wir uns aber über etwas Gutes freuen, das wir noch nicht haben, aber gewiß erwarten, so hoffen wir es.

14. Die Hofnung macht uns oft viele beschwerliche Arbeiten leicht und angenehm. Deswegen ist es uns auch gut, daß wir uns zum voraus über etwas Gutes freuen können, ehe wir es wirklich haben; denn wir würden vieles unterlassen, wenn wir nicht hofften, daß etwas Gutes und Nützliches daraus entstehen würde.

15. Der Instinkt des Mitgefühls macht, daß wir uns freuen, wenn wir andere Menschen freudig sehen, und traurig sind, wenn wir sehen, daß andere Menschen traurig sind. Deswegen suchen wir auch, wenn es in unseren Kräften steht, einen Leidenden entweder ganz von seiner Noth zu befreyen, oder sie ihm doch zu erleichtern.

16. Wenn wir jemand glücklich machen, oder ihm Freude verursachen können, so thun wir es, weil dieses uns selbst Freude macht.

Auch wenn wir den Menschen nicht kennen, und weiter nichts von ihm wissen, als daß er auch ein Mensch ist, wie wir, und daß ihm das Leiden auch so wehe thut, wie uns, thun wir es. Daher nennen wir diesen Instinkt auch den Instinkt der allgemeinen Menschenliebe.

17. Es ist uns gut, daß die Menschen so Liebe gegen einander haben; denn wenn wir so Liebe gegen andere beweisen, so können wir auch von anderen erwarten, daß sie Liebe gegen uns beweisen werden.

18. Wenn wir andere Menschen leiden sehen, so ist uns nicht wohl dabey; wir leiden mit ihnen. Daher nennt man auch dies, wenn man traurig wird, weil andere leiden, Mitleiden. Eben dieses Mitleiden treibt uns aber auch an, anderen in ihrer Noth zu helfen. Deswegen ist es uns gut, daß die Menschen Mitleiden haben können; denn wie wir mit andern Mitleiden haben, wenn sie unglücklich sind, und ihnen zu helfen suchen, so können wir auch von andern erwarten, daß sie mit uns,

wenn wir unglücklich sind, Mitleiden haben, und suchen werden uns zu helfen.

19. Der Instinkt der Dankbarkeit zwingt uns diejenigen, welche uns Gutes thun, oder unsere Wohlthäter, vorzüglich zu lieben, und ihnen unsere Liebe auf alle Art zu erkennen zu geben. Eben so werden also auch andere uns vorzüglich lieben, wenn wir ihnen Gutes thun, und sie werden suchen uns so viele Freude zu machen, als sie nur können, und sich bestreben unsere Wohlfahrt auf alle Weise zu befördern, um sich dankbar gegen uns zu beweisen.

20. Wenn wir uns dankbar gegen unsere Wohlthäter beweisen wollen, so werden wir nur dasjenige thun, was ihnen Freude macht, alles dasjenige aber, was ihnen verdrüßlich ist, sorgfältig meiden. Wer dieses nicht thut, der macht sich der Undankbarkeit schuldig, welche von allen rechtschaffenen Menschen mit Recht für sehr schändlich gehalten wird, weil sie uns selbst unter die unvernünftigen Thiere erniedriget.

21. Es ist uns nicht gleichgültig, was rechtschaffene Menschen von uns denken, ob sie

uns für gute oder für schlechte Menschen halten; ob sie uns lieben oder verachten, weil gewöhnlich durch die Meinung, welche andere Menschen von uns haben, ihr Betragen gegen uns bestimmt wird. Halten sie uns also für gute Menschen, so werden sie uns lieben; halten sie uns aber für böse Menschen, so werden sie uns meiden. Die Liebe unserer Nebenmenschen ist uns aber zur Beförderung unseres äußeren Wohls schlechterdings nöthig. Wir wünschen deswegen auch alle von rechtschaffenen Menschen für rechtschaffen gehalten zu werden; und eben dieses macht uns Ehre, wenn weise und gute Menschen uns für gute Menschen halten, und ihnen unsere Aufführung gefällt.

22. Da wir guten Menschen nicht gefallen können, wenn wir selbst nicht gut sind, so treibt uns die Ehrliebe an immer so zu handeln, daß rechtschaffene Menschen mit uns zufrieden sind.

23. Wenn andere Menschen mit Grunde uns verachten, oder mit Recht von uns denken und sagen, daß wir uns nicht so aufgeführt hätten, wie wir gesollt hätten, so betrüben

wir uns darüber, und diese Betrübniß nennen wir Scham.

24. Es ist uns zwar unangenehm, wenn wir uns schämen müssen; aber es ist doch auch gut, daß diese Scham in uns entsteht, so oft wir etwas thun, das unrecht ist, denn sie macht, daß wir wünschen, daß wir es nicht gethan hätten.

25. Wenn wir erkennen, daß das, was wir gethan haben, recht ist, so freuen wir uns darüber, und diese Freude über eine gute Handlung, welche wir vollbracht haben, und deren Folgen nennen wir Zufriedenheit mit uns selbst. Wenn wir aber erkennen, daß das, was wir gethan haben, nicht recht ist, so sind wir alsdann mit uns selbst unzufrieden, daß wir es gethan haben, das heißt, wir betrüben uns darüber, daß wir schlecht gehandelt haben, und diese Betrübniß über eine üble Handlung, welche wir verübt haben, und deren Folgen nennen wir Reue.

26. Es ist uns freylich nicht wohl dabey, wenn uns etwas gereuet; aber es ist doch, wenn

wir gefehlet haben, besser, daß wir es bereuen, denn diese Reue macht, daß wir alsdann unseren Fehler, wenn wir können, wieder gut zu machen suchen, und wenn es nicht mehr möglich ist, so kann es uns zur Warnung dienen, künftig desto vorsichtiger zu seyn.

C. Sittlichkeit in den Beziehungen.

Das Vergnügen, welches wir andern Menschen machen, vermehrt unser eigenes Wohlseyn — Der Grundsatz der bürgerlichen Verfassung ist das gemeine Beste — Man darf keine Handlung begehen, welche unrecht ist; auch dann nicht, wenn sie einigen Leuten nützen würde.

1. Schon der bloße Anblick der schönen Natur heitert unser Gemüth auf, und verschafft uns das edelste Vergnügen. Deswegen müssen auch wir, wenn wir können, das, was um uns her ist, angenehm machen; doch müssen wir dabey nicht bloß für unser Vergnügen sorgen, sondern besonders auch auf den Nutzen sehen.

2. Auch die Thiere können vieles zu unserem Vergnügen beytragen; denn wen ergetzt nicht der Gesang der Vögel? Die Emsigkeit der Ameisen? Die regelmäßig eingerichtete Haushaltung der Bienen? Und welches Vergnügen entsteht nicht in uns durch die Betrachtung, wie nützlich viele Thiere für uns sind! Wenn wir deswegen bloß sehen, daß es ihnen wohl ist, so freuen wir uns schon. Eben des-

wegen wollen wir aber auch, daß es nicht bloß uns, sondern auch den Thieren wohl sey, weil wir überzeugt sind, daß dadurch, wenn allen um uns her wohl ist, unser Vergnügen erhöhet werde.

3. So groß auch das Vergnügen ist, welches uns schon die leblosen Dinge und die Thiere machen, so ist doch das Vergnügen, welches uns die Menschen machen, das größte; denn ohne die Hülfe der Menschen würden wir jetzt nicht leben können. Nahrung, Kleidung, Wohnung, welches unsere ersten Bedürfnisse sind, erhalten wir durch andere Menschen; und wie viele Menschen müssen nicht arbeiten, bis wir diese Bedürfnisse befriedigen können! Viele tausend Menschen arbeiten also für uns, ohne uns nur zu kennen. Daraus können wir also leicht sehen, daß alle Menschen einander nöthig haben müssen, da sie so für einander arbeiten, und einander so viel Vergnügen machen.

4. Wenn wir Hülfe nöthig haben, so suchen wir dieselbe nicht bey den Thieren, sondern bey den Menschen. Deswegen ist es auch gut,

daß Menschen um uns her sind; denn wenn wir allein wären, so könnten wir keine Hülfe bey denselben suchen.

5. Da es uns besser ist, wenn die Menschen, welche um uns her sind, vergnügt, als wenn sie mißvergnügt sind, weil sie uns, wenn sie vergnügt sind, mehr Vergnügen machen; so müssen wir die Menschen, welche um uns sind, so vergnügt zu machen suchen, als wir können. Wir können aber gar wohl wissen, was die Menschen überhaupt vergnügt oder mißvergnügt macht; denn sie haben alle eben dieselben Bedürfnisse, und ähnliche Kräfte. Was uns wehe thut, eben das thut auch ihnen wehe; was uns vergnügt, das vergnügt größtenTheils auch sie. Auch ist das schon Freude für uns, wenn wir andere Menschen vergnügt machen, und sehen, daß sie froh sind.

6. Wenn uns etwas freudiges begegnet, so sagen wir es gern andern Menschen, damit sie sich mit uns freuen sollen; und eben so erwarten auch andere Menschen, daß wir uns mit ihnen freuen sollen, wenn sie uns sagen, daß ihnen ein

Glück wiederfahren sey. Denn wie wir es nicht gern sehen würden, wenn andere sich darum betrübten, weil wir uns freueten, oder wenn andere sich darüber freueten, daß uns etwas trauriges begegnet ist, eben so ist es auch anderen.

7. Wenn wir in Noth gerathen, so ist es freylich gut, wenn wir uns selbst helfen können. Da wir aber dieses nicht immer können, so wünschen wir alsdann, daß uns andere helfen. Wir würden aber sehr mißvergnügt seyn, wenn uns ein anderer, welcher uns helfen könnte, nicht helfen würde. Eben so erwartet auch jeder andere, wenn er in Noth geräth, worin er sich nicht selbst helfen kann, daß wir ihm helfen, und es würde unrecht seyn, wenn wir ihm alsdann nicht helfen würden, wenn wir könnten, weil wir eben dasselbe auch von ihm erwarten.

8. Die allgemeine Regel, nach welcher wir uns in allen Fällen gegen andere Menschen verhalten müssen, ist also diese: Handele gegen andere Menschen stets so,

wie du wünschest, daß sie gegen dich handeln sollen.

9. Weil die Menschen einander so nöthig haben, und einander so viel Vergnügen machen können, so wohnen darum nicht nur die, welche einander am nächsten angehen, die Aeltern und Kinder, bey einander in Einem Hause; sondern auch verschiedene Haushaltungen haben ihre Häuser nahe bey einander aufgebauet, und machen die Dörfer und Städte aus, und viele dergleichen Einen Staat.

10. Wenn jeder Einwohner eines Dorfes oder einer Stadt, oder die Bürger eines Staates thun dürften, was sie wollten, so würde die Gesellschaft nicht lange bestehen können. Deswegen haben sie auch, so bald sie sich mit einander verabredet haben, Eine Gesellschaft, Ein Volk zu seyn, festgesetzt, was jeder zu thun oder zu lassen habe. Jeder muß also das, was allen angenehm und nützlich ist, thun. Jeder muß in dem Stande, welcher ihm angewiesen ist, oder welchen er sich hat wählen können, die Regeln oder Gesetze beobachten, welche noth-

wendig beobachtet werden müssen, wenn ihnen allen bey einander wohl seyn soll. Nach diesen Gesetzen des Landes kann jeder wissen, was ihm zugehört; was er thun muß; was er nicht thun darf; was allen zusammen gehört; wie er das, was Sein ist, und das, was allen gemein ist, brauchen darf.

11. Kein Mitglied der Gesellschaft darf dem andern Schaden zufügen in Ansehung seines Lebens, seiner Ehre und seiner Güter. Selbst wenn wir stärker sind, dürfen wir nicht mit dem Schwächeren umgehen, wie wir wollen; denn wenn uns dieses erlaubt wäre, so würden andere, welche stärker sind, als wir, gleiches Recht haben. Deswegen ist auch dafür durch die Gesetze gesorget, daß der Stärkere dem Schwächeren kein Unrecht thue.

12. Jeder hat Nutzen davon, wenn die Gesetze gehalten werden, welche den Nutzen Aller befördern. Jeder muß deswegen auch dieselben halten, und darf gar nichts thun, das wider die Gesetze des Landes ist, wo er sich aufhält.

13. Wenn uns jemand beleidigt, so handelt er wider die Gesetze, und wir müssen alsdann

gegen denjenigen, welcher uns beleidigt hat, Hülfe suchen bey der Obrigkeit; denn diese hat das Recht den Beleidiger zu strafen, theils um ihn von ferneren Beleidigungen abzuhalten, theils um andere von ähnlichen Unternehmungen abzuschrecken. Denn wenn einer den andern beleidigen, und jeder Stärkere mit dem Schwächeren machen dürfte, was er wollte, so könnten wir nicht neben einander wohnen und Ein Volk ausmachen.

14. Da wir neben andern Menschen leben, so müssen wir nicht nur das vermeiden, was uns allein schädlich ist, sondern auch das, was andern schädlich seyn würde. Deswegen dürfen wir auch das Unserige nicht so gebrauchen, daß es andern schädlich wird.

15. Wir dürfen einem Menschen mehr Gutes thun, als wir ihm nach den Gesetzen schuldig sind. Dieses macht, wenn wir es wirklich thun, ihm auch größere Freude, und diese größere Freude müssen wir auch der kleineren vorziehen; auch müssen wir, wenn wir andern Gutes thun, es gern thun.

16. Es ist nicht erlaubt, einem andern etwas Gutes zu erweisen, wenn es nicht ohne den größeren Schaden eines anderen geschehen kann. Deswegen dürfen wir einem andern das Seinige nicht nehmen, damit wir es einem andern, welcher es nöthig hat, geben können. Eben so wenig dürfen wir einigen ein Vergnügen machen, wodurch die Mehreren mißvergnügt werden müßten.

17. Wir müssen lieber wollen, daß es dem ganzen Volke wohl sey, als uns allein. Deswegen müssen wir auch gerne zum Nutzen unseres Vaterlandes arbeiten, weil wir selbst auch Vortheil davon haben.

D. Sittlichkeit in den Beschäftigungen.

Wer andere für sich arbeiten läßt, ist schuldig, auch hinwieder für andere Menschen zu arbeiten — Das Geld ist kein Ersatz der Arbeit, sondern nur ein Zeichen der Waaren — Vortheile, welche die Arbeit uns verschaffet — Ordnung in den Geschäften.

1. Zur Erhaltung unseres Lebens bedürfen wir Nahrung, Kleidung und Wohnung. Damit wir aber alles das, was dazu erfordert wird, leichter erhalten und desto bequemer leben können, sind Landwirthe, Handwerker, Künstler und Kaufleute nöthig, welche zwar zum Theil für sich, vorzüglich aber für andere Menschen arbeiten; denn wenn diese Leute nicht auch für andere arbeiten würden, so müßten wir uns alles, was wir nöthig haben, und was wir gern haben wollten, selbst zu verschaffen suchen, welches uns schwer, ja oft unmöglich fallen würde.

2. Wenn andere Leute arbeiten, so dürfen wir nicht müßig gehen: denn so wie wir,

wenn wir gern etwas hätten, das wir uns nicht selbst verschaffen können, froh sind, wenn andere es uns verschaffen, so ist es auch anderen. Wir sind deswegen schuldig, wenn andere uns helfen, ihnen wieder zu helfen.

3. Wenn der eine entbehren kann, was der andere nöthig hat, oder wenn der eine Ueberfluß hat, woran der andere Mangel hat, so können sie einander helfen, und mit einander tauschen, so daß der andere dagegen etwas, daß ihm nöthig oder nützlich ist, erhält. Weil aber dieser Tauschhandel mit zu vielen Unbequemlichkeiten verbunden ist, indem der eine sehr oft diejenigen Dinge, welche der andere einzutauschen wünscht, entweder gar nicht, oder doch wenigstens nicht im Ueberflusse besitzet; so ist dafür zur Bequemlichkeit ein Zeichen erfunden worden, gegen welches man seine überflüssigen Waaren verkaufen kann, und dieses Zeichen ist das Geld.

4. Das Geld dienet eigentlich nicht zur Erhaltung der Menschen, auch macht es nicht, daß wir jetzt weniger arbeiten dürfen; denn wenn wir noch so vieles Geld hätten, aber keine Speisen,

so

so würde das Geld doch unsern Hunger nicht stillen, und unser Leben erhalten können; und wenn alle Menschen vieles Geld hätten, und deswegen keiner mehr arbeiten wollte, so könnten wir uns alsdann mit Gelde das nicht verschaffen, was wir gern haben wollten.

5. Wenn wir Nahrung, Kleidung und Wohnung haben, so haben wir alsdann zu unserer Erhaltung kein Geld weiter nöthig. Wenn wir aber Waaren nöthig haben, welche wir uns nicht selbst machen oder verschaffen können, so dient uns das Geld dazu, daß wir dieselben bekommen können. Derjenige Mensch, welcher sich seine Nahrung, Kleidung, Wohnung selbst verschaffen kann, wenig Waaren nöthig hat, nur für wenige Menschen sorgen muß, und vieler Dinge, welche bloß zur Bequemlichkeit und Pracht dienen, nicht bedarf, sondern mit wenigen Bequemlichkeiten zufrieden ist, hat also auch weniges Geld nöthig.

6. Wer kein Geld hat, wofür er sich das Nöthige kaufen kann, der muß desto mehr arbeiten, weil er sonst Mangel leiden müßte. Daher kommt es auch, daß bis jetzt schon so viele Men-

schen für uns gearbeitet haben, und noch arbeiten, weil sie gewiß wissen, daß sie für ihre Arbeiten Geld von uns bekommen, mit welchem sie ihre nöthigen Ausgaben bestreiten können.

7. Da man die Arbeiten mit Gelde bezahlt, so ist es gut, wenn ein Mensch dergleichen Arbeiten versteht, womit man Geld verdienen kann, weil er alsdann gewiß sich alles das, was zur Nothdurft und Bequemlichkeit erfordert wird, verschaffen kann. Es gibt zwar Menschen, welche ohne ihre Arbeit doch Geld genug haben, das heißt, reich sind; aber doch ist es auch diesen gut, wenn sie solche Arbeiten verstehen, wodurch man Geld gewinnen kann. Denn es sind viele Zufälle möglich, und es trägt sich wirklich nicht selten zu, daß reiche Leute um allen ihren Reichthum kommen, und arm werden. Dadurch werden sie genöthiget doch zu arbeiten, und alsdann ist es ihnen gut, wenn sie arbeiten gelernt, und sich zur Arbeit gewöhnt haben.

8. Wenn ein Mensch arm ist, und doch nicht arbeiten kann, so muß er, um sich zu

erhalten, betteln gehen. Er sieht sich alsdann gezwungen anderer Menschen Gnade zu leben, welches sehr unangenehm ist. Deswegen müssen wir, wenn es uns nicht an Kräften fehlt, lieber arbeiten. Dieses kommt uns zwar freylich im Anfange sauer und schwer an; aber jede Arbeit, wenn sie uns auch anfänglich schwer war, wird uns, wenn wir sie nur fleißig und gern verrichten, nach und nach leichter, und Arbeit wird uns endlich so zur Gewohnheit, daß wir ohne dieselbe nicht leben können.

9. Wenn wir uns gewöhnen zu arbeiten, so lernen wir mit der Zeit auch solche Arbeiten verfertigen, welche andere Menschen vonnöthen haben. Sie suchen uns deswegen auch, so bald sie wissen, daß wir im Stande sind, dergleichen Arbeiten, welche sie zu haben wünschten, zu verfertigen, durch Geld zur Verfertigung derselben zu ermuntern. Auf diese Art können wir alsdann nicht nur uns selbst, sondern auch anderen Menschen nützen. Es macht uns auch das größte Vergnügen, wenn wir sehen, daß uns andere Menschen werth schätzen und lieben,

weil wir ihre Wünsche befriedigen können, und wir arbeiten desto lieber.

10. Wenn ein Reicher deswegen, weil er nicht nöthig hat Geld zu gewinnen, andere Menschen für sich arbeiten ließe, und selbst nichts arbeitete, so wäre dieses nicht recht; denn das Geld hat an und für sich keinen Werth, sondern nur in so fern, als andere Menschen da sind, welche für Geld arbeiten. Wenn also jemand noch so vieles Geld besäße, es wären aber keine Menschen da, welche für Geld arbeiteten, so würde ihm der größte Reichthum nichts nützen; denn er würde alsdann mit seinem Gelde an und für sich seinen Hunger nicht stillen, sich damit nicht kleiden oder seine übrigen Bedürfnisse befriedigen können, auch deswegen nicht ruhiger schlafen und vergnügter leben, weil er vieles Geld hat.

11. Bey der Arbeit verstreicht uns die Zeit weit angenehmer, als beym Müßiggange, und wir sind nicht in Gefahr von langer Weile überfallen zu werden; auch verschafft die Arbeit unserem Leibe die nöthige Bewegung, wobey uns

weit besser ist, als beym beständigen Ruhen, und es entsteht, wenn wir uns mit einer nützlichen Arbeit beschäftiget haben, nach der Vollendung derselben ein Vergnügen, welches derjenige, welcher die Zeit mit Müßiggange zubringt, nicht genießen kann. Eben deswegen wird es auch keinen gereuen, daß er etwas nützliches gelernt oder gethan hat.

12. Wir müssen, wenn wir es auch nicht nöthig hätten zu der Erhaltung unseres Lebens zu arbeiten, uns doch gewöhnen etwas nützliches zu arbeiten; denn durch gänzliche Geschäftlosigkeit würden wir zu den unvernünftigen Thieren herabsinken, und ganz verwildern, weil unsere Fähigkeiten und Kräfte nicht ausgebildet werden würden. In diesem Zustande der Wildheit würden wir freylich mehr Zeit zum Müßiggange haben, dafür würde uns aber die Ausbildung unseres Geistes gänzlich fehlen. Alle unsere Beschäftigungen würden sich auf die Befriedigung unserer dringendsten Bedürfnisse beschränken, die übrige Zeit würden wir im Müßiggange hinbringen und von Vergnügungen des Geistes nichts wissen.

13. Weil es unangenehm und schädlich ist, wenn wir uns erst lange besinnen müssen, welche Arbeit wir gerade jetzt vornehmen wollen, so müssen wir bey uns selbst fest setzen, in welcher Ordnung wir unsere Arbeiten den ganzen Tag hindurch abwechselnd verrichten wollen, wobey wir aber das Nöthige dem Nützlichen immer vorziehen müssen. Auch müssen wir, wenn wir eine Arbeit angefangen haben, dieselbe nach einander fertig machen, und nicht eher zu anderen Arbeiten fortschreiten, bis wir die erste vollendet haben, weil sonst unsere halb vollendete Arbeit zu nichts nützen würde. Besonders aber müssen wir bey unseren Arbeiten mit unseren Gedanken gegenwärtig seyn, und es nicht an unserem Fleiße fehlen lassen, weil sie uns sonst nicht gerathen, welches uns Verdruß macht.

14. Wenn wir zwey Geschäfte zu verrichten haben, von welchen das eine schwer und unangenehm, das andere aber leicht und angenehm ist, so müssen wir das schwere und unangenehme zuerst vornehmen, weil wir alsdann noch volle Kräfte haben, und das andere uns gleichsam zur Erhohlung dienet.

15. Wenn wir mehrere Dinge zugleich verrichten können, so müssen wir diese Gelegenheit nicht versäumen, weil dadurch Zeit erspart wird. Alsdann können wir in kürzerer Zeit mehr verrichten, und je mehr nützliches wir verrichten, desto besser ist es.

. Sittlichkeit in den Zufällen des Lebens.

Das Verhalten in freudigen — in traurigen Zufällen — besonders in Krankheiten.

1. Wir müssen, ehe wir etwas thun, immer überlegen, was für Folgen unsere Handlung nach sich ziehen werde; denn einige unserer Handlungen ziehen angenehme, andere aber unangenehme Folgen nach sich. Es begegnet uns aber doch auch manches, das wir vorher nicht vermutheten, und einige dieser Begegnisse freuen uns, andere aber betrüben uns.

2. Wenn uns etwas gutes begegnet, so freuen wir uns mit Recht darüber; aber es freuet uns allemahl noch mehr, wenn wir überzeugt sind, daß wir selbst Ursache davon sind, als wenn es uns ohne unsere Bemühung begegnet ist.

3. Viele Menschen glauben, wenn ihnen etwas freudiges begegnet, sie wären besser als andere, und halten andere deswegen für geringer oder lachen sie wohl gar aus, welches nicht recht ist; auch wissen sie sich in ihrer Freude

bisweilen so wenig zu mäßigen, daß sie eben dadurch verursachen, daß ihnen sogleich wieder etwas unangenehmes begegnet, welches bloß daher rührt, weil sie in der Freude nicht aufmerksam genug sind auf das, was sie thun, und nicht bedenken, daß ihnen aus Unachtsamkeit leicht etwas trauriges begegnen könne.

4. Wir betrüben uns freylich darüber, so oft uns etwas unangenehmes begegnet; doch bleibt dieses immer ein Trost für uns, wenn wir uns bewußt sind, daß wir uns dieses Unglück nicht durch unsere eigene Schuld zugezogen haben. Wir klagen und jammern alsdann wohl, und geben dadurch unsere Betrübniß über unser Unglück andern Menschen zu erkennen; wir dürfen es aber nicht dabey bewenden lassen, sondern wir müssen unser Unglück durch allerhand Mittel zu vermindern oder wieder gut zu machen suchen, aber nur nicht durch solche, durch welche es in Zukunft größer werden muß.

5. Weil wir uns bey einem Zufalle immer besser zu helfen wissen, wenn wir an diesen Zufall schon vorher gedacht und überlegt haben,

wie wir uns dabey verhalten würden, als wenn wir nie daran gedacht haben; so ist es nützlich, daß wir an dergleichen Zufälle, welche uns begegnen können, vorher denken. Deswegen müssen wir auch, wenn anderen Menschen ein Zufall begegnet, welcher auch uns begegnen kann, Achtung geben, wie sie sich dabey verhalten, und was aus ihrem Verhalten Gutes oder Böses erfolge: alsdann nur lernen wir aus anderer Unglück weiser werden, und wir müssen, weil uns eben dasselbe Unglück treffen kann, alsdann gegen jeden Unglücklichen uns eben so betragen, wie wir, wenn es uns begegnete, wünschen würden, daß sich andere gegen uns betragen möchten. Deswegen müssen wir auch, weil wir uns bey jedem Zufalle, bey welchem wir uns nicht selbst helfen können, gezwungen sehen bey andern Menschen Hülfe zu suchen, anderen, welche in Noth sind, helfen, so oft wir können.

6. Wir müssen, wenn wir gleich jetzt gesund sind, doch daran gedenken, daß wir leicht krank werden können, ob wir es gleich verhüten müssen, so lange wir es verhüten kön-

nen. Wenn wir nun aber doch in Krankheit verfallen, so ist uns nicht besser, wenn wir klagen und jammern, denn dadurch werden wir von unserem Schmerzen nicht befreyet. Wir dürfen zwar wünschen bald wieder gesund zu werden; allein das bloße Wünschen macht uns nicht wieder gesund, sondern wir müssen eben dadurch angetrieben werden die Mittel, welche zur Wiederherstellung unserer Gesundheit dienen, zu gebrauchen. Da wir aber diese Mittel nicht immer kennen, so müssen wir einen geschikten Arzt zu Hülfe nehmen, welcher aus vielen Erfahrungen gelernt hat, wie man den Krankheiten begegnen müsse. Dieser schreibt uns alsdann vor, wie wir uns in Ansehung der Diät verhalten sollen, und will, daß wir einige Dinge, weil sie uns nützlich seyn würden, thun, andere aber, weil sie uns schädlich sind, lassen sollen. Wir würden uns also selbst schaden, wenn wir die Vorschriften des Arztes in Dingen, welche er besser versteht, nicht befolgen würden.

7. Was wir nicht ändern können, das müssen wir uns nicht noch schwerer und uner-

träglicher machen; wir machen uns aber unsere Leiden, wenn wir sie ungern ertragen oder murren, noch schwerer und unerträglicher, da sie uns hingegen, wenn wir sie gern und gelassen ertragen, leichter werden. Wir müssen deswegen auch in Krankheiten die Zufriedenheit und Heiterkeit der Seele zu erhalten suchen, weil alsdann diejenigen, welche uns in unserer Krankheit beystehen, lieber um uns seyn werden, und besonders auch deswegen, weil, wegen der genauen Verbindung zwischen Seele und Leibe, die Arzneyen alsdann besser wirken, damit wir desto eher gesund werden.

8. Einige Menschen macht schon die geringste Unbequemlichkeit, der kleinste Schmerz verdrüßlich und ungeduldig; diesen muß nun ein größerer Schmerz vollends gar unausstehlich vorkommen. Andere hingegen ertragen auch die heftigsten Schmerzen mit Gelassenheit und selbst mit einer gewissen Heiterkeit der Seele, so daß wir daraus lernen können, daß unsere Leiden nicht von den Schmerzen, sondern von der Art, wie wir sie ertragen, abhangen. Wir müssen deswegen, wenn wir sehen, daß

so viele Menschen die größten Schmerzen gelassen ertragen, immer bedenken, daß auch uns eben dergleichen Schmerzen treffen können, und wir sie alsdann nicht so gelassen ertragen werden, wenn wir uns nicht bey kleineren Schmerzen gegen größere abgehärtet haben. Wir dürfen deswegen auch nicht murren und klagen, wenn wir etwas, das wir wünschen, nicht erlangen; oder etwas thun müssen, das wir nicht gern thun; oder etwas leiden, das uns wehe thut; sondern uns vielmehr damit zu trösten suchen, daß uns ja ein noch weit größeres Unglück hätte begegnen können.

9. Wir müssen das, was wir nicht ändern können, geduldig annehmen, und wenn wir ein Uebel nicht ganz von uns entfernen können, es wenigstens zu vermindern suchen; übrigens aber unter zwey Uebeln das kleinere dem größeren vorziehen.

F. Begriff von einem guten Menschen.

Was so ist, wie es seyn soll, und dazu dienet, wozu es dienen soll, ist gut — Will man also wissen, ob etwas gut sey, so muß man wissen, wozu es bestimmt ist, und ob es dazu diene — Güte der Sinne, Schönheit, Gesundheit, Leibesstärke machen noch nicht die Güte des Menschen aus. Auch ist der Mensch um deswillen noch nicht gut, weil er wegen seiner Seelenkräfte vortreflicher ist als die Thiere — Der Mensch ist gut, wenn er vernünftig und tugendhaft ist — Die Tugend macht glücklich; das Laster macht unglücklich.

1. Wenn etwas so ist, wie es seyn soll, und dazu dient, wozu es bestimmt ist und dienen soll, so ist es gut. So lange ich also nicht weiß, ob ein Ding so sey, wie es seyn soll, und dazu diene, wozu es bestimmt ist und dienen soll, so lange kann ich auch nicht wissen, ob es gut sey oder nicht.

2. Bey allen Sachen, welche man brauchen kann, wenn man will, oder nicht brauchen muß, wenn man nicht will; welche man so oder anders brauchen kann, kommt es darauf an, daß man sie recht brauchen könne, das ist, wie man soll, und wozu sie bestimmt

sind. Eben so verhält es sich mit unsern Gliedern und Kräften. Güte der Sinne, Schönheit, Gesundheit, Leibesstärke machen also noch nicht die Güte des Menschen aus.

3. Mit den Seelenkräften verhält es sich nicht anders, als mit den Leibeskräften. Der Mensch hat den Vorzug vor allen anderen Thieren; denn er kann die Gründe deutlich angeben, warum gewisse Vorstellungen beysammen bestehen können, oder von einander getrennt werden müssen, das heißt, er hat eine Kraft zu schließen, oder, welches einerley ist, er hat Vernunft. Er kann aber auch Dinge außer ihm, nach ihren Merkmahlen, Eigenschaften, Ursachen und Wirkungen, mit einander vergleichen und daraus bestimmen, ob sie mit einander übereinkommen oder nicht, das heißt, er hat Verstand. Er kann also nachdenken und beurtheilen, ob etwas nützlich oder schädlich, gut oder böse, wahr oder falsch, recht oder unrecht sey: aber deswegen, daß der Mensch dieses kann, ist er noch nicht gut.

4. Nur alsdann, wenn sich der Mensch durch beständige Uebung gewöhnt dasjenige, wo-

von er einsieht, daß es gut oder ihm und anderen Menschen nützlich ist, zu thun, dasjenige aber, welches böse oder ihm und anderer Menschen schädlich ist, zu lassen, verdient er den Nahmen eines guten oder tugendhaften Menschen. Denn durch diese beständige Uebung erwirbt er sich eine Fertigkeit gute und nützliche Handlungen zu vollbringen, und diese Fertigkeit nennen wir Tugend. Wenn er sich aber gewöhnt böses oder das, was ihm und anderen Menschen schädlich ist, zu thun, so ist er ein böser und lasterhafter Mensch, und diese Fertigkeit, böse und lasterhafte Handlungen zu begehen, nennen wir Lasterhaftigkeit.

5. Tugend und Glückseligkeit lassen sich schlechterdings nicht von einander trennen: deswegen ist auch der Mensch nur, wenn er tugendhaft ist, glücklich, und alsdann ist er das, was er seyn soll. Wenn wir also wünschen glücklich zu seyn, (wir wünschen es aber alle,) so dürfen wir nur uns selbst fragen, ob die Gesinnungen, welche wir haben, und die Handlungen, woran wir uns gewöhnen, so beschaffen seyen, daß sie uns glücklich machen werden.

IV.

Der Mensch als Einwohner der Welt betrachtet, welche ein Werk Gottes ist.

A. Historische Kenntniß der natürlichen Dinge überhaupt.

Begriffe von der Erde — Von der Sonne als der Ursache des Lichtes oder Tages, und der Wärme. Von dem Frühling — Von dem Sommer — Von dem Herbst — Von dem Winter — Von den Bergen — Vom Wasser — Von der Luft — So viel überhaupt als nothwendig scheint, die Aufmerksamkeit auf die Spuren von Absicht, Anordnung, Einrichtung in der Natur, rege zu machen.

1. Wenn wir uns im freyen Felde befinden, wo wir uns weit umsehen können, so sehen wir um uns auf der Erde Wälder, Felder, Berge, Seen, Flüsse. Ueber uns befindet sich der Himmel, welcher die Erde wie ein blaues Gewölbe umgibt, und auf den äußersten Bergen zu ruhen scheint. An demselben erblicken wir bald die Sonne, bald Wolken, und bey Nacht den Mond und die Sterne.

2. Wir können die ganze Erde nicht auf einmahl übersehen; denn wir können, wenn

wir auf den äußersten Berg, welchen wir vor uns sehen, steigen, oder wenn wir bis dahin, wohin unser Auge reicht, fortgehen, alsdann wieder weiter sehen. Wir möchten also noch so weit fortgehen, wir würden doch niemahls an einen Ort kommen, wo wir nichts mehr sehen würden, wo die Erde aufhörte, oder wo kein Himmel mehr wäre. Wir würden immer wieder Berge, und Flüsse, und Wälder antreffen; wir könnten aber auch an wilde und wüste Oerter kommen, wo keine Menschen wohnen; an Meere, wo wir lange fahren müßten, ehe wir wieder zu einem Lande kämen, wo Menschen, und Thiere, und Pflanzen sind. Und zuletzt kämen wir, wenn wir unsern Weg immer gerade fortsetzen könnten, von der entgegengesetzten Seite her, wieder dahin, wo wir ausgegangen sind. Auf diese Art können wir eine Reise um die ganze Erde machen, weil sie rund ist.

3. Wir können die Dinge, welche uns umgeben, nur erkennen, wenn es Tag ist; Tag oder hell ist es aber, wenn die Sonne scheint. Die Sonne ist also die Ursache davon, daß es Tag ist. Wir heissen aber sonst auch das, wel-

ches macht, daß wir die äußeren Gegenstände um uns von einander unterscheiden können, ein Licht. Die Sonne ist also auch ein Licht. Soll nun ein Licht einen Ort erhellen, so muß es dahin scheinen oder seine Strahlen hinwerfen können. Eben so muß also auch die Sonne auf die Erde scheinen, wenn sie dieselbe erleuchten soll.

4. Die Sonne scheint zwar nicht alle Tage so, daß wir dieselbe sehen können; dennoch scheint dieselbe, auch alsdann, wenn der Himmel mit Wolken überzogen ist, welche uns den Anblick der Sonne entziehen. Es ist freylich alsdann trübe; da es aber dabey doch noch immer Tag bleibt, so schließen wir daraus, daß die Strahlen der Sonne auch durch die Wolken dringen können. Je heller nun die Sonne scheint, desto heiterer ist der Tag, und je umwölkter der Himmel ist, desto trüber ist der Tag. Wenn aber die Sonne gar niemahls scheinen würde, so würde es beständig Nacht seyn, und auch die größte Menge Lichter würde nicht im Stande seyn den Mangel des Sonnenlichtes zu ersetzen.

5. Bey Tage pflegen die Menschen zu arbeiten, bey Nacht aber auszuruhen oder zu schlafen, weil die Nacht recht eigentlich zur Ruhe bestimmt zu seyn scheint. Wir können zwar bey Nacht auch arbeiten, alsdann haben wir aber bey unserer Arbeit Licht nöthig, weil uns das Tageslicht fehlt; deswegen haben wir auch im Winter das Licht mehr nöthig, als im Sommer, weil die Nächte im Winter länger sind. Doch ist immer die Morgenzeit die bequemste zur Arbeit, weil wir uns alsdann durch einen mäßigen und gesunden Schlaf gleichsam neu belebt fühlen.

6. Wenn wir am Morgen die Sonne aufgehen sehen, so bemerken wir, daß es in derjenigen Gegend des Himmels, wo die Sonne bald hervorkommen wird, oder in Morgen, heller wird und der Himmel sich röthet, welches man die Morgenröthe nennet, auf welche bald darauf die Sonne selbst zum Vorschein kommt. Dieser allmählige Uebergang der Finsterniß zum Licht heißt die Morgendämmerung. So lange man nun die Sonne am

Himmel steht, so ist es Tag. Endlich entzieht sich aber dieselbe unsern Augen wieder, und es wird Nacht. Aber auch dieses geschieht wieder nicht plötzlich; denn es ist nicht sogleich Nacht, sobald die Sonne nicht mehr gesehen wird, sondern es bleibt noch eine geraume Zeit hell. Dieser allmählige Uebergang des Lichtes zur Finsterniß heißt die Abenddämmerung.

7. Wenn die Sonne ganz hell scheint, so entsteht da, wohin sie nicht scheinen kann, weil ihr ein undurchsichtiger Körper im Wege steht, ein dunkler Fleck, welchen wir den Schatten des Körpers nennen.

8. Im Sommer setzen wir uns in Schatten, damit wir uns gegen die brennenden Strahlen der Sonne schützen; denn die Sonne kann nicht nur erleuchten, sondern auch erwärmen. Wenn die Sonne also niemahls scheinen würde, so würde es nicht nur beständig Nacht seyn, sondern es würde auch sehr kalt seyn. Die Sonne erwärmt aber nicht immer gleich stark, denn sie macht uns, wenn sie sich hinter Wolken verbirgt nicht so warm, als zu der Zeit, wenn sie uns frey bescheinen kann. Die Wol-

ken vermindern also nicht nur das Licht oder die Heiterkeit, wenn sie vor die Sonne zu stehen kommen, sondern auch die Wärme

9. Die Sonne macht das ganze Jahr hindurch nicht gleich warm, wenn sie scheint. Im Sommer erwärmet sie uns am meisten, im Winter aber am wenigsten; deswegen pflegt es uns auch im Winter, wenn wir in die freye Luft gehen und nicht recht wohl gekleidet sind, zu frieren.

10. Im Winter sehen wir gewöhnlich die Erde mit Eis und Schnee bedekt. Es würde aber nicht gut seyn, wenn es beständig Winter wäre; denn alsdann würde die Erde keine Früchte hervorbringen, und Menschen und Thiere hätten auf diese Art nichts zu leben.

11. Wenn es eine Zeitlang Winter gewesen ist, so wird es alsdann nach und nach wieder warm, und diese Jahreszeit, welche zunächst auf den Winter folgt, nennen wir den Frühling. Pflanzen und Bäume fangen wieder an zu grünen und zu blühen; die schönsten Blumen ergetzen durch ihre Farbe und ihren Geruch unser Auge und unsere Nase, die Vögel,

welche den Winter hindurch aus unsern Gegenden verschwunden waren, belustigen durch ihren lieblichen Gesang unser Ohr; auch die schönen Schmetterlinge lassen sich wieder sehen. Die Ursache dieser Veränderung ist die zurückkehrende Wärme, welche auch uns anreizt auf die Felder, Wiesen und in die Wälder zu spazieren. Jetzt sehen wir auch die Leute auf den Feldern, in den Weinbergen und in den Gärten pflanzen und säen, und sie hoffen durch diese ihre Bemühung im Sommer und Herbst Früchte einzusammeln.

12. Die schönen Schmetterlinge, welche sich im Frühlinge wieder sehen lassen, entstehen auf folgende Art: Zuerst ist der Schmetterling ein Wurm, den man eine Raupe oder die Larve nennt; er ernährt sich von den Blättern gewisser Stauden; und nach und nach, indem er wächset und anfängt größer zu werden, wird ihm seine Haut zu enge, sie zerbricht, und er weiß sie gar künstlich abzustreifen, und unter der alten Haut ist schon wieder eine neue vorhanden, welche oft ganz anders aussiehet, als die, welche er zuerst gehabt hat, und dieses

geschieht oft drey- bis viermahl; endlich wenn er seine Haut zum letztenmahl abstreift, bekommt er eine ganz andere Gestalt, als er zuvor hatte; anstatt der Haut siehet man alsdann eine etwas harte Schale, welche ihn umgibt, man siehet keine Füße, keinen Mund mehr an ihm, er bewegt sich auch nicht von der Stelle, und hat keine Nahrung mehr nöthig; er siehet überall wie todt aus, und alsdann heißt man ihn eine Puppe. Einige von dergleichen Raupen spinnen sich vorher, ehe sie sich in solche Puppen verwandeln, ein zartes Gespinnst, und wickeln sich ganz in dasselbe hinein, wie z. B. die Seidenwürmer, von deren Gespinnste die seidenen Kleider verfertigt werden; andere aber spinnen sich nur einen einzigen, aber zähen Faden, woran sie sich entweder irgendwo aufhenken, oder mit demselben fest binden, damit sie der Wind nicht wegwehen könne; und noch andere verkriechen sich in die Erde, und verfertigen sich da ein bequemes Lager. Wenn sie alsdann eine Zeitlang in diesem Zustande verblieben sind, welches bey einigen den ganzen Winter über und oft mehr als ein halbes Jahr

lang dauert, so fängt die äußere Hülse nach und nach an sich aufzuspalten, und es kommt ein Schmetterling aus derselben hervor, welcher seine Flügel nach und nach ausbreitet, und davon flieget. Und so geht es mit den meisten von diesen kleinen Thierchen, den Käfern und Mücken, welche wir herumfliegen sehen, und welche man Insekten nennt, zu. Die Weibchen von diesen Insekten legen ihre Eyer an irgend einem Orte ab, wo der Wurm, welcher aus denselben hervorkriecht, sogleich seine Nahrung findet; hat sich alsdann der Wurm eine Zeitlang genährt, so daß er indessen zu seiner gehörigen Größe angewachsen ist, so wird eine Puppe aus ihm, und hernach ein vollkommenes Insekt, welches überall so aussieht, wie das, von welchem es hergekommen ist.

13. Die Wärme allein ist nicht hinreichend die Pflanzen wachsen zu machen; denn wenn wir ein Gefäß mit trockner Erde oder mit Sande anfüllen, Same hineinstreuen, und an die Sonne oder auf den warmen Ofen setzen würden, so würde der Same doch nicht aufkeimen und die Pflanze daraus hervorwachsen,

wenn wir die Erde nicht auch befeuchten würden.

14. Indem die Sonne unsere Erde erwärmt, so trocknet sie zugleich die nassen und feuchten Körper aus. Deswegen sehen wir, daß die Pflanzen an einem heissen Sommerabend, besonders wenn die Sonne etliche Tage nach einander die Erde stark erwärmt und ausgetrocknet hat, ganz welk sind. Wenn also die Sonne beständig scheinen würde, so müßten die Pflanzen nothwendig zuletzt verdorren. Jetzt aber werden sie durch den Thau, welcher bey Nacht fällt, besonders aber durch den Regen, welcher aus den Wolken kommt, erfrischt; daher es auch nicht gut wäre, wenn es immer heiteres und schönes Wetter wäre.

15. Die Pflanzen haben im Frühlinge, wenn sie anfangen zu wachsen, mehr Feuchtigkeit nöthig als im Sommer, wenn sie bald zur Reife gelangen; deswegen wäre es auch nicht gut für die Pflanzen, wenn die Hitze im Frühlinge auf einmahl gar zu groß würde. Es ist aber auch deswegen nöthig, daß die Wärme

nach und nach zunehme, weil nicht alle Pflanzen und Gewächse auf einmahl zur Reife kommen; denn einige werden früher, andere später reif; einige haben mehr, andere weniger Wärme und Feuchtigkeit nöthig; einige dauern nur eine kurze Zeit, andere aber sehr lange.

16. Wie der Wachsthum der Pflanzen davon abhängt, daß die Erde abwechselnd von der Sonne erwärmt und durch den Regen befeuchtet wird; so kann die Fruchtbarkeit des Bodens auch noch dadurch befördert werden, daß derselbe gedüngt wird. Wenn aber der Same nur so auf den harten Boden würde hingestreuet werden, so könnte derselbe nicht wohl wachsen. Deswegen wird der Boden zuvor gepflügt, umgehackt oder umgegraben, damit der Same desto besser in der Erde wurzeln kann; auch wird ferner der auf die locker gemachte Erde ausgestreuete Same untergeegt, damit er von der Erde bedeckt wird. Alsdann keimt nach einigen Tagen die junge Pflanze aus der Erde hervor, welche gewiß nicht aus dem Samen hervorgekommen wäre, wenn man

ihn nicht in die Erde gelegt hätte. Da sich jetzt auch unter den jungen Pflanzen wider den Willen der Menschen wilde Gewächse einschleichen, welche unnütz oder bisweilen gar schädlich sind, und den nützlichen Pflanzen Nahrung und Wachsthum entziehen; so müssen dieselben ausgegätet werden. Alle diese Arbeiten unternehmen aber die Menschen bloß in der Absicht, um der Erde Früchte abzugewinnen, welche den Thieren und Menschen zur Nahrung dienen.

17. Im Frühlinge werden die Tage nach und nach länger, mit der Tageslänge nimmt zugleich die Wärme zu, und die Jahreszeit stellt sich ein, welche wir den Sommer nennen. Jetzt sehen wir an der Stelle der Blüthe, welche wir im Frühlinge sahen, Früchte und Samen, welche aber nicht so gleich, sobald sie sich an den Bäumen und übrigen Pflanzen zeigen, reif sind. Die Wärme trägt wohl am meisten zur Reife bey, daher es auch kommt, daß die Pflanzen und Früchte in dem einen Jahre etwas früher, und in dem anderen Jahre etwas später zu ihrer Reife gelangen.

18. Die reifen Pflanzen und Früchte werden eingesammelt, und das Gras z. B. wird gedörrt; denn dieses dient sowohl grün als auch gedörrt dem Viehe, z. B. Pferden, Ochsen, Kühen, Ziegen, Schafen zur Speise, und diese Thiere nützen wieder, jedes nach seiner Art, dem Menschen.

19. Wir sehen gar oft, daß viele kleine Thierchen auf dem Grase und den Blumen, sowohl auf Wiesen als in Gärten, sitzen, oder um dieselben summen, welche sich von denselben nähren. So sehen wir, daß die Bienen, welche uns Honig und Wachs verschaffen, den Saft aus den Blumen saugen. Es ernähren sich also schon vorher, ehe das Gras abgehauen und dem Viehe zur Nahrung vorgeworfen wird, viele tausend dergleichen kleine Thierchen von demselben, welche andern Thieren wieder zur Speise dienen.

20. Mancher könnte freylich denken, daß, wenn diese Thierchen oder Insekten so begierig von einigen Vögeln und Fischen aufgesucht und verzehrt werden, bald keine mehr zu finden

seyn würden, weil ein einziger Vogel doch des Tages mehrere Fliegen verschlingt. Doch dafür ist schon dadurch gesorgt, daß sich diese kleinen Thierchen fast alle auf eine unglaubliche Weise vermehren. Man weiß z. B. daß ein einziges Paar Fliegen in einem Jahre wohl zwey Millionen Junge bekommen könne. Wir dürfen uns also nicht wundern, wo in einem warmen Sommer so viele Fliegen herkommen.

21. Auf die Heuärnte, folgt im Sommer die Getreideärnte, da die verschiedenen Arten von Getreide, welche den Menschen und Thieren zur Nahrung dienen, in die Scheunen gesammelt werden. Der Sommer ist also eine überaus nützliche Jahreszeit.

22. Oft ereignet es sich an einem Sommerabend, wenn es den Tag über recht warm war, daß sich schwarze Wolken zusammenziehen, worauf es anfängt zu blitzen und zu donnern, und stark zu regnen; es hagelt bisweilen dabey, und die Früchte des Feldes werden danieder geschlagen, auch schlägt, selten zwar, der Blitz ein. Aber dergleichen Gewitter gibt es gerade in den

fruchtbarsten Jahren an meisten, so daß es scheint, als wenn sie auch zur größeren Fruchtbarkeit der Erde nöthig wären. Wenn alsdann das Gewitter vorbey ist, so bemerken wir, daß die Pflanzen, welche zuvor wie halb verdorrt da gestanden hatten, wieder ganz frisch aussehen. Auch ist es uns alsdann wieder angenehm die abgekühlte Luft einzuathmen. Daraus sehen wir also, daß diese Erscheinungen, so fürchterlich sie auch vielen scheinen mögen, zur Erfrischung der Pflanzen, und auch der Thiere und Menschen nöthig sind.

23. Nicht alle Pflanzen und Früchte kommen im Sommer zu ihrer völligen Reife, sondern einige z. B. die Trauben, werden später reif. Es ist aber gut, daß nicht alle mit einander, sondern eine Gattung nach der anderen reife; denn wenn alle Früchte auf einmahl mit einander reif würden, so hätten wir nicht Zeit genug sie alle mit einander einzusammeln, und zu benutzen. Aber es ist auch noch aus andern Gründen gut, daß einige Früchte später, wenn es wieder anfängt kälter zu werden, zu ihrer

Reife kommen; denn wenn z. B. die Trauben schon zur Aerntezeit reif würden, so könnte man wegen der Wärme keinen Wein aus ihnen verfertigen, weil der Saft, wie es die Erfahrung lehrt, bey dieser warmen Jahreszeit völlig zu Essig werden würde.

24. Die Jahreszeit, wo man das meiste Obst und die Trauben einsammelt, nennen wir den Herbst. Jetzt geht mit den meisten Pflanzen, welche noch vorhanden sind, und den Winter über stehen bleiben, die Veränderung vor, daß ihre Blätter gelb werden und abfallen. Jetzt werden auch die Tage merklich kürzer als die Nächte. Die Insekten, von welchen wir im Frühlinge und Sommer eine so große Menge sahen, verlieren sich; denn sie können, da sie meistens von Blumen nnd Kräutern leben, im Winter ihre Nahrung nicht mehr finden.

25. Wir haben vorher schon gehört, daß die meisten von diesen Thierchen zuerst in Gestalt gewisser Würmer erscheinen, die durch die Wärme aus den Eyern, welche die Weibchen ir-

gend,

gendwo abgelegt haben, hervorkommen; und daß sie sich hernach in Puppen verwandeln, und erst zuletzt zu vollkommenen Insekten werden. Wenn nun die Weibchen ihre Eyer spät ablegen, so kriechen die Würmer vor dem Winter nicht mehr aus denselben heraus, sondern bleiben bis zum künftigen Frühlinge oder Sommer in den Eyern liegen, andere hingegen, welche noch als Würmer zum Vorschein kommen, verwandeln sich noch vorher in Puppen, und sind so den Winter über in ihrer Hülle eingewickelt; noch andere, wie z. B. die Ameisen, liegen den Winter über in ihren Haufen, welche sie sich den Sommer über verfertigt haben, verborgen, und bedürfen keiner Speise. Sobald aber die Wärme wieder kommt, fängt alles an wieder aufzuleben. Eben dasselbe beobachtet man auch an einigen Vögeln und auch an vierfüßigen Thieren, als z. B. an Schwalben, Dachsen und Murmelthieren. Die Schwalben, welche sich meistens von den Mücken ernähren, verbergen sich, wenn sie diese nicht mehr finden, in den Höhlen, an den Ufern der Flüsse,

und schlafen da, bis die Frühlingswärme sie wieder aufweckt; doch gilt dieses nur von den Erdschwalben, denn die Mauerschwalben, welche ihre Nester an die Wände der Gebäude kleben, ziehen heerdenweise in warme Gegenden, weil sie nicht, wie jene, im Erdboden zu schlafen gewohnt sind; auch ist von einigen Thieren bekannt, daß sie sich einen Vorrath von Speise auf den Winter zu sammeln wissen, wie z. B. die Bienen und der Biber; oder auch, daß sie in andere Gegenden hinziehen, wo es wärmer ist, als bey uns, und wo sie ihre Nahrung finden können, daher sie Zugvögel genannt werden, wie z. B. die Störche, welche sich von Fröschen und andern dergleichen Thieren ernähren. Und was endlich diejenigen Vögel betrifft, welche auch den Winter über bey uns bleiben, und sich im Frühlinge und Sommer mit Insekten ernährt haben, so erhalten sich diese jetzt von verschiedenen Gattungen von Gesäme, welches indessen zur Zeitigung gekommen ist. Den haarigen Thieren wächset auf den Winter das Haar viel dichter, daß sie die Kälte besser ausstehen

mögen. So ist also für alle diese Gattungen Thiere gewiß recht gut gesorgt.

26. Endlich folgt auf den Herbst der Winter. Die Tage sind alsdann kurz, die Nächte lang; die Wärme nimmt immer mehr ab, und es wird kalt. Nun suchen wir uns durch Einheitzung der Stuben gegen die Kälte zu schützen. Holz, Steinkohlen, Torf rc. müssen uns zu Brennmaterialien dienen, und die Zufuhr derselben erleichtert uns der Winter selbst, wenn es viel Eis und Schnee hat, weil sie alsdann auf Schlitten leichter fortgebracht werden können. Auch durch Kleider suchen wir uns gegen die Kälte zu verwahren. Dieselben werden aber theils aus Leinwand, welche aus Hanf und Flachs verfertigt wird, theils aus Wolle, welche von Thieren herkommt, theils aus Baumwolle, welche uns die Baumwollenstaude liefert, theils aus Häuten und Pelzen, welche verschiedenen Thieren abgestreift werden, gemacht.

27. Bis diese vier Jahreszeiten vollendet sind, verstreicht ein Jahr; und wir erwarten, da diese vier Jahreszeiten alle Jahre, so lange

wir uns erinnern können, so aufeinander gefolget sind, daß sie weiter so auf einander folgen werden. In dieser Erwartung bestellt auch der Landmann, ehe es Winter wird, seine Aecker.

28. Wir würdrn uns sehr irren, wenn wir glaubten, es wäre auf dem ganzen Erdboden in allen Ländern eben so, wie bey uns. Freylich wechseln in vielen Gegenden der Erde die vier Jahreszeiten so mit einander ab. Aber es gibt auch Länder, wo nur eine einzige Jahreszeit, nähmlich ein beständiger Sommer herrscht, und wo jeder Tag im Jahre so warm ist, als bey uns die wärmsten Sommertage; und wo dergleichen Gegenden angebauet sind, da wachsen die wohlriechendsten und kräftigsten Früchte, und besonders die, welche zur Erfrischung und Abkühlung dienen, als die Citronen, Pomeranzen und Oliven. Hingegen gibt es auch Länder, in welchen den größten Theil des Jahres hindurch eine so große Kälte herrscht, welche unsere strengste Winterkälte noch weit übertrifft. Nur in wenigen Wochen im Jahre wird es so warm, daß die wenigen Kräuter, und wilden

Bäume oder Gesträuche grünen und wachsen. Aber weder Obst noch Erdfrüchte, welche die Menschen genießen könnten, wachsen in diesen kalten Ländern. Dieser Mangel wird ihnen ersetzt durch die große Menge der Fische, welche das Meer und die Seen in sich halten, und durch den Ueberfluß an wilden Thieren, von deren Fleische die Einwohner sich nähren, und welche ihnen das schönste Pelzwerk zu warmen Kleidern darreichen.

29. Diese Abwechselung der Jahreszeiten ist für den Menschen sehr vortheilhaft; denn so hat er immer etwas nützliches zu thun, und so bekommt er auch jeden Sommer und Herbst wieder Vorrath auf den künftigen Winter. Auch unserem Auge verschafft diese Abwechselung ein großes Vergnügen. Doch gibt es auch Sachen, welche zn allen Jahreszeiten beynahe immer gleich bleiben und ihr Ansehen wenig verändern; denn wir nehmen z. B. an hohen und steilen Bergen, deren Gipfel beständig mit Schnee bedeckt sind, wenige Veränderungen gewahr, außer daß sie bisweilen mehr oder weniger mit Schnee

bedeckt sind. Daher hat es auch wohl Leute gegeben, welche nicht einsehen konnten, wozu so viele Berge nützen sollten, und welche sie hinwegzuschaffen wünschten; diese bedachten aber gewiß den großen Nutzen nicht, welchen uns die Berge verschaffen. Denn nicht nur das Eisen, welches uns fast unentbehrlich ist, sondern auch andere Metalle, als Kupfer, Zinn, Bley, Silber und Gold, wie auch die verschiedenen Edelgesteine, die Steine zum Bauen, die Steinkohlen zum Brennen, werden alle aus den Bergen hervorgegraben. Ja wir haben auch noch verschiedene andere Vortheile von ihnen. Es gibt Berge, auf welchen allerhand Kräuter wachsen, welche in den Thälern nicht zu finden sind; auf einigen, welche man Alpen heißt, werden den ganzen Sommer über ganze Heerden Vieh ernähret, von welchen man viele Milch, Butter und Käse bekommt; auch werden auf denselben verschiedene wilde Thiere gefunden, welche sonst nirgends anzutreffen sind. Es gibt aber auch Berge, welche ganz kahl da stehen, an denen nichts als Felsenwände zu sehen und

die immer mit Schnee bedeckt sind; es ist so kalt auf diesen Bergen, daß, wenn es bey uns regnet, es meistens auf denselben schneyet, und von diesen Bergen leiten sich vorzüglich die vornehmsten Brunnquellen, aus diesen die Bäche, die Flüsse und Seen her. Denn das Wasser fließt, indem der Schnee bey etwas wärmerer Witterung auf denselben zu schmelzen anfängt, in den innern Höhlen des Berges herunter, und wo es irgendwo in einer größeren Höhle zusammenfließt, da sucht es sich durch eine Oefnung zu ergießen, und da haben wir alsdann eine Quelle; wo etlic,: Quellen zusammenfließen, entstehet ein Bach; und wo sich diese vereinigen, ein Fluß; ergießt sich der Fluß in ein großes Behältniß, worin das Wasser eingeschlossen zu seyn scheint, so haben wir einen See; und wo endlich alle Flüsse zusammenlaufen, da ist das Meer, welches die ganze Erde umfließt.

30. Das Wasser ist gewiß keine Sache, welche wir leicht entbehren könnten; denn es ist für die Menschen das gesündeste, für viele Thiere aber das einzige Getränk. Wir bedienen

uns auch des Wassers bey dem Kochen, und ohne dasselbe könnten wir uns nicht baden, unsere Gefäße und Kleidungsstücke nicht reinigen, das Feuer nicht löschen, auch würden wir ohne dasselbe keine Wassermühlen haben. Wie heilsam sind nicht auch die Gesundbrunnen und Bäder für uns!

31. In den Flüssen und Seen halten sich Fische auf, welche, weil sie sehr wohlschmeckend sind, uns zur Speise dienen. Die Flüsse und Seen hindern uns zwar oft, daß wir nicht so leicht an den ihnen gegen über liegenden Ort kommen können; aber die Menschen haben ein Mittel erdacht, um sich diesen Uebergang zu erleichtern. Sie haben Schiffe gebauet, in welchen sie hinüberfahren. Auch kann mit Hülfe der Schiffe die Zufuhr großer Lasten an weit entfernte Orte sehr erleichtert werden, weil dadurch viele Zeit und viele Mühe der Menschen und der Thiere erspart werden kann.

32. Die Schiffer spannen die Segel auf, damit das Schiff, wenn der Wind in dieselben bläset, desto schneller fortgetrieben werde. Wir

können zwar den Wind nicht sehen, aber doch empfinden wir denselben so gleich; denn wir dürfen nur mit unserer Hand eine schnelle Bewegung gegen unser Gesicht machen, so empfinden wir, daß etwas gegen unser Gesicht anstößt. Dasjenige nun, welches so gegen unser Gesicht anstößt, muß schon zuvor, ehe es mit unserer Hand gegen dasselbe getrieben wurde, da gewesen seyn, und dieses ist die Luft. Der Wing entsteht also bloß durch die Bewegung der Luft.

33. Wir mögen seyn, wo wir wollen, so können wir durch die schnelle Bewegung unserer Hand Wind hervorbringen. Daraus folgt also, daß überall Luft sey. Dieses ist aber auch durchaus nöthig; denn wir könnten, wenn dieses nicht wäre, nicht Athem hohlen, weil im Athmen bloß die Luft von uns hineingezogen und herausgestoßen wird. Wir können also ohne Luft nicht leben.

34. Wenn wir nun die erstaunlich vielen verschiedenen Sachen alle, welche auf der Erde angetroffen werden, überdenken, so entstehet

bey uns die Frage: Für wen mag wohl alles dieses vorhanden seyn? — Die Luft, die Erde, das Wasser, die Steine, die Berge freuen sich nicht darüber, daß sie da sind, und haben auch selbst keinen Nutzen davon. Die Pflanzen wissen nicht, daß sie so schön sind, und können sich nicht darüber freuen. Auch genießt kein Baum selbst seine Früchte. Man kann also nicht sagen, diese Dinge wären um ihrer selbst willen da.

35. Das Wasser dienet den Fischen zum Aufenthalt, und Thieren und Menschen zum Trank. Die Luft dienet den Vögeln zum Fliegen, und Thieren und Menschen zum Athmen. Früchte und Pflanzen dienen den Thieren und Menschen zur Nahrung. Wenn also keine Thiere und Menschen da wären, welche sie genössen, so würden sie vergebens da seyn. Die Pflanzen sind also um der Menschen und Thiere willen da.

36. Thiere und Menschen essen nicht immer eben dasselbe, und verschiedene Thierarten haben verschiedene Speise nöthig. Es wäre also nicht gut, wenn nur eine oder zwey Arten von Pflanzen wachsen würden.

37. Die Menschen bedienen sich nicht nur der Pflanzen und ihrer Früchte zur Speise, sondern sie essen auch Fleisch. Die Thiere dienen deswegen den Menschen eben so, wie die Pflanzen den Thieren, und die Thiere den Thieren. Ueberhaupt sind also viele Dinge um anderer Dinge willen da.

38. Dasjenige lebende Ding auf Erden, welches von allen andern Dingen, welche sich neben ihm befinden, den größten Nutzen und das größte Vergnügen hat, ist der Mensch, weil er allein dieselben betrachten und darüber nachdenken kann, was für Nutzen von Pflanzen und andern Dingen zu ziehen sey. Die Erde, und alles, was darauf ist, ist also hauptsächlich zum Nutzen und Vergnügen der Menschen da. Aber darum kann der Mensch doch nicht sagen, daß alles allein um seinetwillen da sey; denn die Thiere und selbst die Pflanzen genießen vieles. Da indessen doch der Mensch vor allen übrigen Dingen, welche auf der Erde angetroffen werden, allein die Fähigkeit besitzt, das, was vorhanden ist, zu betrachten, zu bewundern,

und die größten Vortheile daraus zu ziehen; so folgt daraus, daß Er auch das vornehmste unter allen diesen Dingen sey. Und da es scheint, als wenn alles auf der Erde vornehmlich um der Menschen willen eben so und nicht anders eingerichtet wäre, so schließen wir mit Recht daraus, daß der Mensch der vornehmste Bewohner dieser Erde habe seyn sollen.

B. Begriffe von Nutzbarkeit — Schönheit — und Ordnung.

Nützlich ist etwas, in so fern es zur Erreichung unserer Absicht oder zur Beförderung unserer und anderer Vollkommenheit dienet. — Was schön sey, läßt sich wegen der Mannigfaltigkeit und Vielheit der Merkmahle der Schönheit besser empfinden, als beschreiben — Ordnung ist die Aehnlichkeit in der Art und Weise, wie die Dinge neben einander stehen, oder auf einander folgen.

1. Der Mensch ist von Natur geschäftig, das heißt, er hat einen natürlichen Trieb zur Thätigkeit. Dieser Trieb wird freylich, wenn er nicht angereitzt wird, erstickt, und artet alsdann in Hang zur Trägheit und Arbeitscheu aus, wie viele wilde Völker beweisen; er erhält sich aber, wenn er nur ein wenig durch Arbeit und Vergnügen gereitzt wird; doch kann er auch hier oft in Unruhe und Zügellosigkeit ausarten.

2. Es ist nicht gleich viel, was der Mensch thue. Einige Dinge sind ihm nützlich, andere aber schädlich.

3. Nützlich nennen wir diejenigen Dinge, welche zur Erreichung unserer Absicht oder zur

Beförderung unserer und anderer Vollkommenheit dienen; schädlich nennen wir aber diejenigen Dinge, welche uns an der Erreichung unserer Absicht hindern oder unsere und anderer Vollkommenheit stören.

4. Diejenigen Dinge, welche wir auf der Erde zum Nutzen der Menschen antreffen, sind entweder schon von Natur nützlich, oder werden erst durch den Fleiß der Menschen nützlich. Sie sind entweder leblos oder lebendig, und dienen entweder zur Befriedigung der Nothdurft oder zur Bequemlichkeit der Menschen.

5. Es ist sehr gut für den Menschen, daß viele Dinge erst durch seine Bemühung nützlich gemacht werden müssen; denn dadurch werden seine Kräfte geübt und die Anzahl der nützlichen Dinge wird vermehrt.

6. Viele Dinge sind an und für sich weder nützlich noch schädlich, sondern es hängt bloß von uns ab, daß sie uns durch ihren Gebrauch oder Genuß nützlich oder schädlich werden. Auch dieses ist gut für uns, weil dadurch ebenfalls unsere Kräfte geübt werden.

7. Je eifriger wir uns bestreben die Anzahl der nützlichen Dinge zu vermehren, desto nützlichere Menschen werden wir.

8. Viele Dinge gefallen uns nicht deswegen, weil sie nützlich sind, sondern bloß deswegen, weil sie schön sind.

9. Die Menschen stimmen in Ansehung ihrer Begriffe von Schönheit so wenig mit einander überein, daß der eine oft schön findet, was der andere häßlich nennet.

10. Schön nennen wir diejenigen Dinge, welche uns durch die schicklichen Verhältnisse des Ganzen und der Theile, durch die Zusammenstellung und durch die Ordnung in der Mannigfaltigkeit angenehm beschäftigen.

11. Schönheit erstreckt sich nur auf diejenigen Dinge, wodurch unsere feineren Sinne, das Gesicht und das Gehör, ergetzt werden.

12. Wir nennen sehr oft diejenigen Dinge, welche durch ihre Güte, Schönheit, Vollkommenheit ein Wohlgefallen bey uns erwecken, überhaupt nur schön.

13. Wenn wir Dinge schön nennen sollen, so muß Ebenmaß, Symmetrie und Ordnung bey denselben herrschen.

14. Wo mehrere Dinge so neben einander gestellt sind oder aufeinander folgen, wie sie die meiste Gleichheit oder Aehnlichkeit mit einander haben, nach der Absicht desjenigen, der sie geordnet hat, so daß immer eines um des andern willen eben da steht, wo es steht, oder eben so auf das andere folgt, wie es folgt, da herrscht Ordnung. Wo sich also ein Ding zum andern schickt, und also eines um des andern willen eben da ist, da ist Ordnung.

15. Man denkt ordentlich, wenn man eine Sache so nach der andern denkt, wie sie auf einander folgen, und je die größte Aehnlichkeit mit einander haben. So denkt man z. B. ordentlich, wenn man bey einem Dinge nachdenkt, was es sey, und wie es entstanden sey, und wozu es diene. Aber man muß nicht bloß bey einigen Aehnlichkeiten stehen bleiben, sondern von einer zur andern fortgehen, bis man das Ding von allen Seiten betrachtet hat.

16. Man

16. Man handelt ordentlich, wenn man eins nach dem andern so macht, wie eins aufs andere folgt, und wenn man weiß, warum man jetzt dieß, und dann das thue.

17. Wenn wir uns sorgfältig der Ordnung befleißigen, so können wir uns unsere Geschäfte dadurch gar sehr erleichtern, auch manchen Verdruß und viele Zeit ersparen. Wir können uns auch, wenn wir uns zur Ordnung gewöhnen, (denn Ordnung ist nichts anders als Gewohnheit,) bey andern Menschen beliebt machen, weil Ordnung überall gefällt, unordentliche Menschen aber jedermann verhaßt sind.

C. Betrachtung der weisen Einrichtung der Welt, als eine Einleitung in den Beweis des Daseyns Gottes.

Wo eine Sache aus vielen Dingen so zusammengesetzt ist, daß eins dem andern nützt, da muß ein verständiges Wesen die Sache gemacht haben. Diese Regel wird erläutert durch das Beyspiel eines Hauses — einer Uhr — und angewendet auf die Betrachtung verschiedener Dinge in der Welt. Woraus gezeiget wird, daß diese Dinge zufällig seyen: oder daß sie eben so wohl gar nicht oder ganz anders seyn könnten als sie sind; daß sie aber auf die Art, wie sie sind, am besten zu den übrigen Dingen passen, und zusammengenommen Ein Ganzes, eine wohl eingerichtete Welt ausmachen. Die Ordnung und weise Einrichtung der Welt aber beweiset das Daseyn eines verständigen Schöpfers.

1. Der Begriff von Ursache und Wirkung ist jedem Menschen von Natur so eigen, daß er allemahl, so oft ihm etwas neues, oder etwas, auf daß er vorher nicht Achtung gegeben hat, vorkommt, fragt: Wer hat dieß gemacht? Wie ist diese Sache entstanden? Er ist nicht zufrieden, eine Sache zu

kennen; er will auch den Urheber davon wissen, das heißt, er will dasjenige kennen, woraus sich begreifen läßt, warum etwas anderes vorhanden ist, auf gewisse Weise sich ereignet, oder so und nicht anders beschaffen ist, welches wir mit einem Worte die Ursache nennen.

2. Wenn wir bemerken, wie das Mannigfaltige sich zu einem Ganzen vereinigt, so entsteht in uns der Begriff von Uebereinstimmung und Schicklichkeit. Je besser wir nun die Beziehungen der Dinge auf einander und die Zusammenstimmung der Theile zum Ganzen einsehen, desto angenehmer und fruchtbarer wird die Kenntniß der Dinge für uns.

3. Mit diesem Begriffe von Uebereinstimmung und Schicklichkeit hängt der Begriff von Zweck und Mittel auf das genaueste zusammen. Wir haben nähmlich das Vermögen, wenn wir etwas wollen, auf die Anstalten bedacht zu seyn, wodurch wir das Begehrte erreichen. Bey allen unsern Handlungen, wenn wir nicht gedankenlos verfahren, nehmen wir eine Verknüpfung von Absicht und Mitteln vor. Wenn wir etwas verfertigen, so muß es zu

irgend einem Gebrauche als Mittel dienen. Sehen wir andere Menschen handeln, oder erblicken wir irgend ein Werk der Kunst oder nur das geringste Geräth, so schließen wir dabey auf eine Absicht, wozu die Handlung oder dieses Werk als Mittel dient. Daher können wir auch bey der Betrachtung der Dinge, welche uns umgeben, nicht umhin, an Zwecke bey denselben zu gedenken. Es ist uns so peinlich, irgend etwas Zweckloses zu sehen, als es uns ist, eine Begebenheit ohne Ursache zu gedenken. Wir erkennen aber nicht bloß die nächsten Absichten, sondern wir sehen auch ein, wie diese Absichten wiederum Mittel zu einer höhern Absicht sind. Je allgemeiner unsere Kenntniß hierin wird, desto erhabener und fruchtbarer wird sie für uns.

4. Der Begriff von Zweck und Mittel leitet uns endlich auf den Begriff der Vollkommenheit, das ist, derjenigen Einrichtung eines Dinges, wodurch alles an demselben zu Einem Zwecke übereinstimmt, wodurch es ganz das ist, was es seyn soll, ohne zu viel oder zu wenig zu enthalten.

5. Die Betrachtung der Vollkommenheit ist mit einem ausnehmenden Vergnügen verbunden, welches so wie sie selbst etwas ganz geistiges ist, und an Reitze das sinnliche Vergnügen übertrifft. Es gibt aber doch eine mit sinnlichem Vergnügen verknüpfte Vollkommenheit, nähmlich die Schönheit.

6. Wenn wir bemerken, daß eine Sache aus vielen Dingen so zusammengesetzt ist, daß eins dem andern nützt, so schließen wir mit Recht daraus, daß ein verständiges Wesen die Sache gemacht haben müsse. Wenn wir deswegen z. B. ein Haus aufmerksam betrachten, und sehen, daß die vielen von einander verschiedenen Theile, woraus dasselbe besteht, auf die Weise, wie sichs am besten schickt, geordnet sind, so begreifen wir leicht, daß dieses nicht von ungefähr geschehen sey, und daß die zweckmäßigen Einrichtungen desselben ihr Daseyn einem Werkmeister zu verdanken haben, welcher dieselben nicht nur treffen konnte, wozu Verstand erfordert wurde, sondern auch treffen wollte. Eben so verhält sich die Sache auch bey einer Uhr, wenn wir die Einrichtung der verschiedenen Thei-

le, woraus sie besteht, und den Zweck, wozu sie dienen soll, aufmerksam betrachten.

7. Allen den verschiedenen Dingen, woraus ein Haus besteht, geben wir, weil sie so zusammengesetzt sind, daß sie einander helfen ein Gebäude ausmachen, welches zum Wohnen dienlich ist, einen gemeinschaftlichen Nahmen, nennen alles zusammengenommen ein Haus, und betrachten also alle diese Theile nur als Eine Sache. Aus eben dem Grunde betrachten wir auch alle Dinge, welche wir außer uns antreffen, lebendige und leblose, Himmel und Erde, nur als Eine Sache, und nennen alles zusammengenommen die Welt.

8. Unsere Erde, welche nur einen sehr kleinen Theil dieser Welt ausmacht, begreift unzählig viele Dinge, leblose und lebendige, in sich. Zu den lebendigen rechnen wir Menschen und Thiere, welchen die Erde zum Wohnorte dienet. Sie würden aber ohne Luft, ohne Wasser, ohne Nahrungsmittel nicht leben können. Diese Dinge dienen also zur Erhaltung derselben. Außer diesen Dingen hat aber der Mensch auch noch Kleidung und Woh-

nung nöthig; und auch dazu treffen wir alles selbst im Ueberflusse auf der Erde an.

9. Die Vortheile, welche die Thiere den Menschen verschaffen, sind sehr verschieden. Da aber die Thiere auch Nahrungsmittel nöthig haben, so ist auch für diese hinlänglich gesorgt: denn obgleich jede Gattung der Thiere eigener Nahrungsmittel bedarf, so findet doch jedes Thier seine Speise, und der Leib der Thiere ist schon, je nachdem sie auf dem Lande, oder im Wasser oder in der Luft leben, anders eingerichtet, damit sie sich ihre Nahrung verschaffen können.

10. Die Sonne ein lebloser Körper, ist so mit unserer Erde in Verbindung gesetzt, daß sie auf derselben Licht und Wärme verbreitet, so daß, wenn diese Einrichtung nicht getroffen worden wäre, die Erde keine Pflanzen hervorbringen würde und keine lebendigen Geschöpfe darauf wohnen könnten. Wir sehen also daraus, daß alle die lebendigen und leblosen Dinge, welche wir in der Welt antreffen, sich vortreflich zusammen schicken, daß eins dem andern nützet

und eben deswegen eins um des andern willen da zu seyn scheint.

11. Alle die leblosen und lebendigen Dinge, welche mit uns vorhanden sind, sind einer beständigen Veränderung unterworfen. Z. B. die Sonne, welche macht, daß wir Tag und Nacht, Sommer und Winter haben; der Mond scheint uns des Nachts, und sein Schein nimmt ab und zu; über uns sehen wir Wolken, die sehr veränderlich sind; auf der Erde sind viele Gewächse, Thiere und Menschen; indem einige vergehen, entstehen wieder andere: doch bleibt in seiner Art und im Ganzen alles, wie es war.

12. Wenn wir die unzählbare Menge dieser mannigfaltigen leblosen und lebendigen Dinge, welche auf der Erde gefunden werden, und welche alle auf eine solche Art da sind, daß sie einander nützen, aufmerksam betrachten, so finden wir, daß sie veränderlich und zufällig sind, das ist, daß sie zwar jetzt so und nicht anders beschaffen sind, daß sie aber eben so wohl gar nicht, oder ganz anders da seyn könnten, als sie wirklich sind.

13. Wir sehen leicht ein, daß die Dinge in der Welt wohl gar nicht, oder ganz anders seyn könnten, als sie sind; wir begreifen aber auch, daß sie auf die Art, wie sie sind, am besten zu den übrigen Dingen passen, und zusammengenommen Ein Ganzes, eine wohl eingerichtete Welt ausmachen. Eben daraus schließen wir mit Recht, daß die Welt nicht von sich selbst oder von ungefähr entstanden sey, sondern daß ein verständiges Wesen diese Einrichtung getroffen habe, das heißt, daß die Welt einen Urheber haben müsse.

14. Der Urheber der ganzen großen Welt, welcher dieselbe so schön und ordentlich eingerichtet hat, muß nicht nur gewollt haben, daß die Welt werde, sondern auch daß sie so werde, wie sie ist. Wenn man das mit einem einzigen Worte ausdrücken will, daß sein bloßer Wille zureicht, und der Grund ist, warum die ganze Welt nicht bloß möglich, sondern wirklich ist, so nennt man ihn Schöpfer der Welt. Die Welt hat also einen Schöpfer.

15. Menschen dürfen sich gar nicht mit diesem Schöpfer vergleichen, und können gewiß

nicht ganz begreifen, was er ist — Er, der Himmel und Erde, das größte und das kleinste so sehr gut und weise eingerichtet, und durch seinen Willen gemacht hat. Wir vermuthen vielmehr, daß der, welcher die Welt eingerichtet und gemacht hat, ganz anders seyn werde, als alles, was in der Welt angetroffen wird.

16. Diesen verständigen Urheber und Erhalter der Welt, den unvergleichbaren, nennen wir mit dem majestätischen Nahmen, Gott — dem wir die tiefste Anbethung schuldig sind; denn wir und alle Dinge der Welt sind seine Geschöpfe, die ganz von seinem Willen abhangen, die ohne seinen Willen nicht wären.

D. Betrachtung des Schöpfers der Welt.

Gott ist der Vater der Menschen — ewig — weise — mächtig — gütig. Gottes Vorsehung erstreckt sich über die ganze Welt; und über alle einzelne Dinge, als Theile der Welt. Daher fließet denn, daß wir ganz von Gott abhangen; und daß diese unsere Abhängigkeit von Gott unser größtes Glück sey.

1. Gott, der Urheber der Welt, ist unser und aller Menschen Vater, dem wir unser Leben, unsere Kräfte, und alles das Gute, was wir haben und genießen, zu verdanken haben, der uns liebet, für uns sorget und uns recht glücklich machen will.

2. Diejenigen Menschen, welche jetzt leben, stammen von anderen Menschen, welche vor ihnen gelebt haben, ab, und diese stammten eben so von anderen Menschen ab. Wenn wir aber immer noch so lange hinaufsteigen würden, so müßten wir doch endlich auf erste Menschen, auf Menschen, welche nicht von andern abstammten, sondern unmittelbar von Gott selbst erschaffen wurden, kommen, weil

sonst durch diesen Rückgang ins Unendliche unser Verstand nicht befriedigt werden würde.

3. Gott, der Schöpfer der ganzen Welt, muß eher gewesen seyn, als diese ganze Welt, welche er hervorgebracht hat; ja es läßt sich keine Zeit denken, da er nicht gewesen wäre, deswegen nennen wir ihn ewig.

4. Da Gott der gemeinschaftliche Vater aller Menschen ist, so müssen sie sich deswegen alle als Brüder betrachten, welche zusammen eine große Familie ausmachen, für welche die Erde zum Wohnplatze bestimmt ist.

5. Wenn wir die Erde und alles, was sich auf derselben findet, sorgfältig betrachten, so können wir uns vollkommen überzeugen, daß dieselbe zum Wohnorte der Menschen bestimmt sey; denn sie ist mit allem, was die Menschen zu ihrer Nothdurft in Ansehung der Nahrung, Kleidung, Wohnung nöthig haben, reichlich versehen, und sie können sich überdieß noch viele Bequemlichkeiten verschaffen. Selbst ihr Leib ist dadurch, daß er mit Sinnen begabt ist, geschickt gemacht viele Annehmlichkeiten zu ge-

nießen. Auch ist es uns sehr nützlich, daß mit diesem unserem Leibe eine vernünftige Seele auf das genaueste vereiniget ist; denn sie ist es, welche weiß, daß wir da sind, sie ist es, welche die Dinge, die um uns her sind, durch die Sinne empfindet, durch Aufmerksamkeit auf dieselben sie besser kennen lernt, mit Hülfe des Gedächtnisses Vorstellungen, welche sie schon einmahl gehabt hat, wieder hervorrufen und dabey wissen kann, daß sie dieselben schon einmahl gehabt habe, und mit Verstand und einem freyen Willen begabt ist.

6. Außer uns leben noch sehr viele Menschen auf der Erde, welche eben so wie wir mit einem Leibe und einer vernünftigen Seele begabt sind, und auch dieses ist sehr nützlich und angenehm für uns. Der Mensch ist deswegen auch wirklich geschickt mit andern Menschen umzugehen, denn er hat das Vermögen zu sprechen, das heißt, er kann seine Gedanken durch vernehmliche Laute ausdrucken. Auch der Trieb der Geselligkeit beweiset schon, daß wir zum Umgange mit andern Menschen erschaffen sind. Es würde deswegen sehr un-

angenehm für uns seyn, wenn wir gezwungen würden ein einsames Leben zu führen.

7. Es giebt außer den Menschen noch viele andere lebendige Geschöpfe auf der Erde, welche wir Thiere nennen. Auch von diesen ist immer eins um des andern willen da; denn es dienen, außerdem daß sich viele derselben von Pflanzen nähren, auch die kleineren den größeren zur Nahrung. Wir bemerken aber, daß am Ende alle diese Pflanzen und Thiere des Menschen wegen da sind, welchem sie nebst den übrigen leblosen Dingen, welche wir auf der Erde antreffen, zum Nutzen gereichen. Alles ist also zum Nutzen des Menschen da.

8. Alle Dinge, welche wir in der Welt antreffen, hat Gott erschaffen; Er hat ihnen ihr Daseyn gegeben, und Er hat sie in die Verbindung unter einander gesetzt, wodurch sie ein so wohl geordnetes Ganze ausmachen. Wenn wir aber dieses Ganze aufmerksam betrachten, so finden wir, auch bey den eingeschränkten Kräften unseres Verstandes, daß er immer alles aufs beste anzuordnen und zur Erreichung und Ausführung seiner vielen großen und guten Ab-

sichten stets die kürzesten, sichersten und fruchtbarsten Mittel anzuwenden wußte. Daraus erkennen wir also, daß er höchst weise und sein Verstand über allen Verstand der Menschen erhaben seyn müsse.

9. Da die Welt nun einmahl da ist, so muß der Schöpfer der Welt gewollt haben, daß sie würde, und daß sie eben so würde, wie sie ist. Indem er also wollte, daß sie würde, muß er auch Kräfte gehabt haben, seinen Willen auszuführen. Daß er aber die dazu erforderlichen Kräfte gehabt haben müsse, begreifen wir leicht daraus, weil er die Welt wirklich hervorgebracht hat. Denn wenn alle Menschen alle ihre Kräfte, Kunst und Geschicklichkeit vereinigen würden, so würden sie doch nicht im Stande seyn eine solche Welt zu machen. Die Kräfte aller Menschen sind also mit der Kraft Gottes nicht zu vergleichen. Ueberdieß haben auch die Menschen die Kräfte, welche sie besitzen, nicht von sich selbst, sondern sie haben dieselben von eben diesem Schöpfer empfangen. Dieser Schöpfer also, dem wir und alle Menschen unsere Kräfte zu verdanken haben, muß eine

Macht oder Kraft besitzen, die weit über alle Macht der Geschöpfe erhaben ist. Diese höchste Macht Gottes nennen wir Allmacht. Gott ist also allmächtig.

10. Wir haben Ursache uns zu freuen, daß wir an Gott einen so weisen und mächtigen Vater haben; denn jetzt erst können wir überzeugt seyn, daß er nicht nur nach seiner höchsten Weisheit am besten verstehe und wisse, was uns nützlich und heilsam ist, sondern daß er auch nach seiner höchsten Macht uns alles Gute geben könne. Daß er uns aber väterlich liebe, es gut mit uns meine, für uns sorge, und seine Macht nur zu unserem Besten anwende, erkennen wir, wenn wir auf alles das Gute, was wir haben und genießen, Achtung geben. Er hat uns das Leben, Er hat uns Leib und Seele, Aeltern und Freunde, Nahrung, Kleidung, und alles, was zur Befriedigung unserer übrigen Bedürfnisse dient, gegeben. Ueberhaupt gibt es kein Gut, kein Vergnügen, das die Menschen nicht Gott ihrem Schöpfer zu danken hätten. Der Schöpfer der Menschen ist also auch ein höchst gütiger Gott.

11. Gott hat die Welt nicht nur erschaffen, sondern auch bis jetzt dafür gesorgt, daß dieselbe fortdauere. Wir können also mit Zuversicht daraus schließen, daß er nach seiner Macht, Weisheit und Güte sie auch ferner erhalten werde. Wenn nun die ganze Welt erhalten werden soll, so muß Gott nicht nur für jeden Menschen, sondern auch für alles, was zu dieser Welt gehört, sorgen. Daß Gott aber für uns sorge, erkennen wir; daß er aber auch für die übrigen Menschen eben so wohl, als für uns, sorge, ersehen wir daraus, weil sie, wie wir, täglich vieles Gute von Gott genießen. Eben darum müssen wir auch gestehen, daß Gott nicht nur den Menschen wohl wolle, sondern daß er auch nach der ganzen Einrichtung der Welt für das Wohl aller lebendigen Geschöpfe gesorgt habe.

12. Wir haben nicht Ursache unzufrieden zu seyn, daß wir ganz von Gott, und zwar von Gott allein abhangen und ihm in allen Stücken unterworfen sind; denn nach seiner höchsten Macht kann er uns alles geben, was er für uns nützlich findet, nach seiner höchsten

Weisheit und Güte, davon er uns bis jetzt schon so viele Beweise gegeben hat, wird er uns auch nichts geben, was uns schädlich wäre, wenn wir uns gleich oft solche Dinge aus Unverstand wünschen.

E. Einfluß der Erkenntniß Gottes auf die Sittlichkeit.

Begriff eines guten Vaters, als eine Vorbereitung zum Begriffe des guten Gottes, der alle Menschen liebt, und glücklich machen will — der das will und gebiethet, was den Menschen gut und nützlich ist; und dem das mißfällt, was böse und ihnen schädlich ist. — Anleitung den Willen Gottes in vorkommenden Fällen zu erkennen. — Der Glaube an die Allwissenheit Gottes ist ein mächtiges Hülfsmittel der Tugend — Der Glaube an die Vorsehung lehrt uns die Freuden des Lebens mit Dank genießen; die Leiden mit Geduld ertragen. —

1. Wir nennen denjenigen einen guten Vater, welcher wünscht, daß es seinen Kindern wohl gehe, und deswegen ihnen nur das befiehlt, was ihnen nützlich ist, dasjenige aber ihnen verbiethet, was ihnen schädlich ist, weil er sie liebt.

2. Wenn dieser gute Vater sich von seinen Kindern entfernt, so kann es alsdann für die Kinder nicht gleichgültig seyn, ob sie ihm folgen oder nicht. Eben deswegen forscht auch der gute Vater immer nach, was seine Kinder

in seiner Abwesenheit thun, um daraus zu erkennen, ob sie seinen Befehlen gehorsam sind oder nicht. Erfährt er nun, daß seine Kinder sich gut aufgeführt haben, so belohnt er bisweilen die gute Aufführung derselben noch ganz besonders; doch gibt er seinen guten Kindern nicht immer alles das, um was sie ihn bitten, weil ihnen dieses öfters schädlich seyn würde. Er befiehlt ihnen auch bisweilen Dinge, welche unangenehm sind, weil er voraussieht, daß sie ihnen in Zukunft nützlich seyn werden.

3. Wenn der gute Vater sieht, daß seine Kinder seinen Befehlen zuwider handeln, so gibt er ihnen alsdann sein Mißfallen darüber zu erkennen und straft sie. Aber er ist, wenn er sie gleich alsdann straft, doch noch ihr guter Vater, weil er sie bloß deswegen straft, um sie zum Nachdenken über ihre Handlungen zu bringen und sie zu bessern.

4. Es ist nicht genug, daß das Kind nichts Böses thun könne, sondern es muß auch nichts Böses thun wollen. Denn wenn ein Mensch deswegen etwas Böses nicht thut, weil er es nicht thun kann, so ist er deswegen noch kein

guter Mensch. Er muß dasselbe auch nicht thun wollen; denn wenn er der Freyheit beraubt wäre, so fände auch keine Zurechnung seiner Handlungen Statt.

5. Alle Vermahnungen, Warnungen, Verheissungen, Drohungen, Belohnungen, Züchtigungen und Strafen eines guten Vaters zielen nur darauf ab, um seine Kinder glücklich zu machen. Er will sie aber bloß deswegen glücklich machen, weil er sie liebt. Es kann also den Kindern nicht gleichgültig seyn, ob sie ihr Vater liebe oder nicht.

6. Wenn die Kinder sich aus allen Kräften bestreben den Befehlen ihres Vaters gemäß zu handeln, alsdann nur dürfen sie gewiß glauben demselben recht lieb zu seyn. Wenn sie aber den Befehlen ihres Vaters zuwider handeln, so sind sie ihm minder lieb, und ihr Ungehorsam gefällt ihm deswegen nicht, weil er gewiß überzeugt ist, daß sie sich dadurch unglücklich machen. Guten Kindern ist aber auch schon das bloße Bewußtseyn, daß sie ihrem guten Vater nicht recht lieb sind, unerträglich; denn sie sind überzeugt, daß er, wenn sie ihm recht

lieb und wohlgefällig sind, ihnen nicht nur keine der schon empfangenen Wohlthaten entziehen, sondern auch noch immer mehrere Wohlthaten erzeigen werde.

7. Gott, der beste Vater, wünscht nicht minder als unsere Aeltern, daß wir glücklich seyn sollen. Er ist aller Menschen Vater, und sie sind seine Kinder. Er wünscht deswegen in Ansehung aller Menschen, daß sie nach dem Maße ihrer Kräfte glücklich werden sollen, und er hat sie alle so geschaffen, daß sie glücklich werden können.

8. Gott gab den Menschen Sinne und Leibeskräfte, und eine vernünftige Seele, damit sie glücklich werden sollten. Sein Wille war aber auch, daß sie ihre Leibes- und Seelenkräfte anwenden und gebrauchen sollten, um desto mehr Vergnügen zu genießen, und ihre Glückseligkeit zu erhöhen. Eben deswegen wollte er, daß sie verständig und gut würden, damit sie dasjenige, was ihnen gut und nützlich ist, kennen lernen und lieben sollten. Er hat sie auch wirklich so erschaffen und in solchen Stand gesetzt, daß sie, wenn sie nur wollen, immer

weiser und verständiger werden können. Auch sind sie nicht gezwungen jede böse Begierde zu befriedigen, sondern sie können, wenn sie einsehen, daß ihnen die Befriedigung derselben schädlich seyn würde, dieselbe unterdrücken. Wir können also vieles, das recht ist, thun, wenn wir wollen.

9. Gott hat uns so geschaffen, daß wir ruhig und zufrieden leben oder glücklich werden können, und Gott, der uns so geschaffen hat, will auch, daß wir glücklich werden sollen. Er hätte uns freylich in solche Umstände setzen können, daß wir nichts Böses thun könnten; alsdann wären wir aber noch keine gute Menschen. Er wollte auch, daß wir nichts Böses thun wollten, das heißt, er wollte, daß wir stets aus freyer Ueberlegung handeln sollten.

10. Gott selbst, der gute Gott, liebet das Gute, und hasset das Böse. Wir können ihm also nur alsdann recht lieb und wohlgefällig seyn, wenn wir das Gute lieben und thun, das Böse aber hassen und meiden. Denn da er uns gern glücklich machen will, so muß ihm

alles das Böse, was wir thun, mißfallen, weil wir uns dadurch unglücklich machen.

11. Das, was Gott will, ist uns allemahl gut und nützlich. Wir können aber auch in jedem Falle wissen, was der Wille Gottes ist, wenn wir nur auf die Folgen, welche unsere Handlungen nach sich ziehen, Achtung geben wollen. Wenn das, was wir thun können, recht, und also uns und andern Menschen nützlich ist, so können wir sicher schließen, daß Gott es wolle. Wenn aber das, was wir thun können, unrecht, und also uns und andern Menschen schädlich ist, so können wir alsdann gewiß schließen, daß Gott es nicht wolle.

12. Da Gott in der Welt alles so nützlich für die Menschen gemacht und eingerichtet hat, so können wir leicht daraus begreifen, daß Gott nicht den Schaden, sondern den Nutzen der Menschen gewollt habe. Nun ziehen aber nur gute Handlungen gute und erfreuliche Folgen nach sich, und befördern das Glück der Menschen, deswegen will Gott auch nur dieselben, und diese gefallen ihm wohl; böse Handlungen aber bringen den Menschen Schaden und hindern

ihr Glück, deswegen mißfallen ihm auch dieselben und sind seinem Willen zuwider.

13. Wem etwas sehr gefällt, der liebet dasselbe; wem aber etwas sehr mißfällt, der hasset dasselbe. Da nun Gott das Gute sehr gefällt, so liebet er dasselbe; das Böse ihm aber sehr mißfällt, so hasset er dasselbe. Eben deswegen nennen wir ihn heilig.

14. Ob etwas Gott gefalle oder mißfalle, erkennen wir aus den Folgen, welche unsere Handlungen nach sich ziehen. Gott will z. B., daß wir Speise und Trank zur Erhaltung unserer Gesundheit und unserer Kräfte genießen sollen. Der Genuß der Speisen und des Trankes dienet uns aber nur alsdann dazu, wenn wir das Maß dabey nicht überschreiten; im Gegentheile gereichen sie zum Schaden unserer Gesundheit und unserer Kräfte. Die Mäßigkeit ist uns also gut und nützlich, die Unmäßigkeit aber schädlich. Daraus schließen wir mit Recht, daß der Wille Gottes sey, daß wir uns bey dem Genusse der Speisen und des Trankes der Mäßigkeit befleißigen sollen.

15. Das natürlichste Mittel sich den Unterhalt zu erwerben und seine Kräfte zu vermehren ist Arbeit. Es ist uns also gut und nützlich, daß wir arbeiten. Der Wille Gottes ist also auch, daß wir arbeiten sollen.

16. Es ist gut und nützlich, daß wir in dem Zustande, worin wir sind, zufrieden leben und die Wohlthaten Gottes mit Freuden genießen, und daß wir uns nicht unzufrieden mit vielen Sorgen plagen. Dieß ist also auch in diesem Falle Gottes Wille.

17. Ein guter Vater wünscht, daß seine Kinder gut gegen einander gesinnet seyen, und sich liebreich gegen einander verhalten. Gott ist der Vater aller Menschen. Er will also, daß wir gegen alle Menschen gut gesinnet seyen.

18. Es ist gut und nützlich, daß wir Menschen trachten einander glücklicher zu machen, und uns einander nicht am Glücke zu hindern. Wenn wir deswegen einen Menschen in einer Noth sehen, und wir können ihm helfen, so will Gott von uns, daß wir es thun.

19. Es ist uns gut und nützlich, daß wir die Wahrheit mit einander reden, unser Wort halten und in gerechten Sachen einander treu sind, und dieß ist Gott wohlgefällig. Hingegen ist es ihm mißfällig, wenn wir einander betrügen, und treulos mit einander handeln. — Gott will auch, daß wir andern Menschen das Gute, welches er ihnen gibt, gönnen.

20. Gott hat die Einrichtung gemacht, daß die Kinder der Vorsorge der Aeltern nöthig haben, und daß die Aeltern diese Vorsorge für sie übernehmen. Er will aber auch, daß die Kinder ihren Aeltern folgen sollen, und dieses ist ihm wohlgefällig.

21. Gott will, daß die Aeltern für die Erhaltung, Erziehung und den Unterricht der Kinder sorgen. Er will aber auch, daß die Kinder sich dankbar und gehorsam gegen ihre Aeltern beweisen sollen.

22. Wenn wir immer finden, daß etwas der Einrichtung Gottes gemäß, gut und nützlich ist, so müssen wir dafür halten, daß es Gott wohlgefällig sey. Wenn hingegen etwas

der göttlichen Einrichtung zuwider, böse und schädlich ist, so ist es gewiß Gott höchst mißfällig. Deswegen ist auch das, was Gott will, immer für uns gut und nützlich, dasjenige aber, was ihm mißfällt, uns schädlich. Wenn wir also allezeit das thun, was Gott haben will, so werden wir dadurch glücklich.

23. Wenn Gott gleich jetzt nichts von uns wüßte, so könnte es uns doch nicht gleichgültig seyn, ob wir verständig oder unverständig, böse oder gut wären, und ob wir thäten, was recht oder unrecht wäre. Denn wenn wir verständig und gut wären, und thäten, was recht ist, so würde dieses doch immer uns nützlich seyn. Wenn wir aber thun, was Gotr unser Vater will, so wollen wir alsdann lieber, daß er es auch wüßte.

24. Gott, dem Schöpfer der Welt, kann nicht unbekannt seyn, was für Dinge sich in der Welt befinden, und wie jedes derselben beschaffen sey. Nun hat aber Er, und nicht wir selbst oder unsere Aeltern, oder andere Leute es so gewollt, daß wir nicht tausend Jahre früher, sondern eben jetzt, neben den Menschen, welche

jetzt leben, und in allen den Umständen, worin wir jetzt sind, auf der Erde leben sollen. Er hat alle Dinge in der Welt in diejenige Verbindung unter einander gesetzt, worin sie stehen. Er muß also auch nothwendig uns auf das genaueste kennen. Er, der gemacht hat, daß unsere Augen sehen, und unsere Ohren hören, und unsere Seele denket, muß auch wissen, was wir sehen, was wir hören, was wir denken, wünschen und thun. Und da er die Welt und alles, woraus sie besteht, so erhält, daß alles im Ganzen in derselben Ordnung bleibt, die Sonne ihres Weges nie verfehlt; die Jahreszeiten ordentlich abwechseln; aus dem Samen Früchte aufwachsen, welche wieder den Samen zu künftigen Früchten in sich enthalten; das Menschengeschlecht nie ausstirbt; so muß er, da er allenthalben wirksam ist, nothwendig auch überall gegenwärtig seyn. Ist er aber überall gegenwärtig, so muß er auch alles wissen und kennen.

25. Wir haben Gott noch nie gesehen, und kein Mensch wird uns sagen können, daß er Gott je gesehen habe. Aber daraus, daß

wir etwas nicht sehen, oder nicht sehen können, folget noch nicht, daß es nicht da sey; denn sonst müßten wir z. B. auch das Daseyn des Windes ꝛc. ja unserer eigenen Seele läugnen. Wir schließen in solchen Fällen immer von der Wirkung auf das Daseyn einer Ursache. Da wir nun wissen, daß Gott alles in der Welt erschaffen hat, und daß alles, was ist, eben darum ist, weil Gott will, daß es sey, daß er alles in dieser Ordnung erhält; so können wir daraus; weil er allenthalben seine Kraft anwendet, schließen, daß er überall gegenwärtig ist, und er muß, da er beständig bey uns ist, und unseren Leib und unsere Seele erhält, auch alle unsere Gesinnungen und Handlungen wissen und kennen.

26. Gott, der Unsichtbare, weiß und kennt nicht nur alles, was wir reden und thun, sondern auch alles, was wir denken und wünschen; Er weiß die geheimen Triebfedern unserer Handlungen; Er kennt unsere verborgenen Anschläge. Und wenn er nun sieht, daß wir ihm zu gefallen suchen, daß wir uns Mühe geben, die schädlichen Begierden zu überwinden, und

uns an nützliche Gedanken, Gesinnungen und Thaten zu gewöhnen; so dürfen wir gewiß glauben, daß wir ihm gefallen. Wenn wir ihm aber wohl gefallen, so können wir alsdann auch von ihm erwarten, daß er gegen uns gut gesinnt seyn werde.

27. Derjenige, welcher dem Willen Gottes zuwider übel gesinnt ist und Böses thut, kann Gott nicht wohl gefallen. Es ist uns aber nicht gleichgültig, ob wir Gott gefallen, oder ihm mißfallen, und wir müssen wünschen ihm zu gefallen. Wir wissen zwar, daß Gott gut ist, daß er der beste Vater der Menschen ist; wir wissen aber, daß er auch gerecht ist, und daß er deswegen gewiß auch das Gute belohnen, und das Böse bestrafen werde. Alle seine Belohnugen sowohl, als auch seine Strafen zielen bloß auf das Beste der Menschen ab. Er will, daß die Menschen glücklich werden sollen.

28. Da wir wissen, daß der Gehorsam gegen Gott uns glücklich mache, so müssen wir den festen Vorsatz fassen, den Befehlen Gottes stets zu gehorchen. Wir müssen deswegen, da-

mit wir uns in diesem Vorsatze bestärken, uns oft und fleißig daran erinnern, daß Gott als der Allgegenwärtige und Allwissende, beständig um uns sey, alles wisse, und daß wir vor ihm nichts verbergen können. Wir müssen aber auch dabey nicht vergessen, daß wir von Gott, dem guten, mächtigen, weisen und gerechten Vater der Menschen, in Ansehung unseres Lebens und unserer ganzen Glückseligkeit abhangen. Wenn wir nun diese Ueberzeugung stets lebhaft bey uns zu erhalten suchen, so werden wir uns auch bestreben, stets besser und rechtschaffener, folglich auch glücklicher zu werden.

29. Gott hat alles in der Welt so geordnet, wie es ist, und leitet alle unsere Schicksale. Er weiß also nicht nur, was wir denken und thun, sondern auch was uns begegnet. Das, was uns begegnet, ist uns entweder angenehm und wir heissen es Glück, oder es ist uns unangenehm und wir heissen es Unglück.

30. Die Menschen sind immer aufmerksamer auf das Unangenehme, was ihnen begegnet, als auf das Angenehme. Wenn wir uns

aber

aber gewöhnen, in gesunden und frohen Tagen auch oft daran zu denken, wie wohl es uns jetzt ist, so werden wir finden, daß mehrere Freuden als Leiden in der Welt sind.

31. Alle die Freuden, welche wir hier genießen, haben wir Gott allein zu verdanken, und wir sind ihm, der für uns alle diese Freuden so väterlich veranstaltet hat, kindlichen Dank dafür schuldig. Wir können aber unsere Dankbarkeit gegen Gott auf keine andere Weise an den Tag legen, als wenn wir das Gute, welches er uns erzeigt, recht, das ist, so anwenden, wie er es haben will; und wir dürfen, wenn wir gegen Gott, der uns so vieles Gute erweiset, so dankbar sind, und seine Wohlthaten nützlich anwenden, alsdann gewiß erwarten, daß er auch ferner uns seine wohlthätige Güte werde erfahren lassen.

32. Es ist nicht zu läugnen, daß uns auch viel unangenehmes in der Welt begegne. Gott weiß es zwar wohl, und er könnte es hindern, aber doch läßt er es zu, weil Er es so geordnet hat, daß es uns treffe. Denn da er nicht nur weiß, was uns jetzt begegnet, sondern da er,

der die Welt erhält, so lange sie besteht, auch weiß, was uns künftig begegnen wird, so ist es, wenn er weiß, daß ein gegenwärtiges Leiden uns für das künftige heilsam ist, seiner Weisheit gemäß, uns solche Leiden treffen zu lassen. So kennen z. B. die Menschen oft auf keine andere Art zum Nachdenken über ihre Handlungen gebracht werden, als wenn er sie die schädlichen Folgen derselben erfahren läßt. Auch selbst alsdann, wenn wir unschuldig leiden, tröstet uns dieses, daß der beste Vater es nicht zulassen würde, wenn er nicht wüßte, daß dieses Leiden uns zu einem desto größeren Glücke dienen würde.

33. Viele Menschen sind unzufrieden darüber, daß Gott solche Einrichtung in der Welt gemacht hat, durch welche wir so vielen Krankheiten und Leiden ausgesetzt sind. Sie bedenken aber nicht, daß Gott, da er uns so viele Vortheile im Leben, so vieles zum Unterhalte der Menschen, und so vieles zur Bequemlichkeit und Freude verschaffet hat, und so gesunde Kräuter wachsen läßt, welche unsere Krankheiten oft heilen, uns liebe, und es mit den Menschen,

welchen er so vieles Gute gibt, gut meine. Denn wenn uns gleich der Nutzen einer Sache nicht bekannt ist, so dürfen wir sie deswegen doch nicht für unnütz halten. So wie es nun in der Natur viele Dinge gibt, welche unangenehm sind, und doch wichtigen Nutzen stiften, z. B. Donnerwetter, Sturmwinde, der Winter — eben so sind viele unangenehme und widrige Zufälle im menschlichen Leben nur anscheinende Uebel und manchmahl offenbar gerade nur die Mittel und der Weg zu einem desto größeren Glücke der Menschen.

34. Wir müssen alles das, was uns begegnet, für gut und nützlich ansehen, und wir dürfen, wenn wir gleich sehen, daß Gott andern Leuten gibt, was er uns versagt, deswegen doch nicht glauben, daß er unser weniger Acht habe; denn was einem nützlich ist, kann dem andern sehr oft schädlich seyn. Gott aber, als der Allweise und Allgütige, weiß am besten, was uns und einem jeden Menschen gut und nützlich ist.

35. Wenn Gott uns nicht gibt, was wir wünschen, so können wir gewiß daraus schließen,

daß es uns schädlich seyn würde, wenn er uns unseres Wunsches theilhaftig machen würde, und wir müssen alsdann doch zufrieden seyn, weil wir überzeugt seyn können, daß er es uns gewiß würde gegeben haben, wenn es uns nützlich wäre.

36. Gott sorget nicht bloß für uns, er ist nicht nur unser Vater, sondern der allgemeine Vater der Menschen. Wenn er uns also etwa das nicht gibt, was wir wünschen, so kann es vielleicht auch darum seyn, weil alsdann andere Menschen, welche auch seine Kinder sind, unglücklich würden. Wir würden aber alsdann keine gute Menschen seyn, wenn wir darüber unzufrieden wären, daß Gott um anderer Besten willen uns nicht alles das Gute gibt, welches er uns sonst geben könnte, wenn er nicht auch für andere sorgte. Wenn uns also gleich nicht alles Gute wiederfährt, was wir wünschen, so müssen wir alsdann denken, daß Gott, der Vater der Menschen, es deswegen geschehen lassen könne, weil es andern Menschen schädlich seyn würde.

17. So wie der Vater, welcher mehrere Kinder hat, es gern siehet und sich freuet, wenn eines von ihnen gern und mit Zufriedenheit Mühe und Beschwerden zum Besten der anderen übernimmt, weil er sie alle liebet; eben so dürfen wir auch gewiß glauben, daß es dem allgemeinen Vater der Menschen wohlgefällig seyn werde, wenn wir etwas willig leiden, woraus andern Menschen Nutzen erwächset. Deswegen müssen wir mit allem dem zufrieden seyn, was uns nach dem Willen des für alle Menschen sorgenden Gottes begegnet. Diese Gesinnung, diese Zufriedenheit mit unserem Schicksale wird ihm wohlgefallen, und wir können, wenn wir Gott wohlgefallen, nicht unglücklich seyn.

F. Hoffnung der Unsterblichkeit.

1. Wir sind überzeugt, daß Gott vor allen Dingen gewesen seyn müsse, weil er alle Dinge erschaffen hat; daß er stets gegenwärtig sey, weil wir leben, und, alles was ist, durch seinen Willen und seine Macht ist und bestehet, da er es erhält. Wir glauben aber auch von dem künftigen Daseyn dessen, von dem alles abhängt, und der von Nichts abhängt, daß er ewig leben werde. Wenn Gott aber ewig leben wird, so wird er auch ewig ein weiser, mächtiger, gütiger Gott seyn, und so wird es auch immer denen wohl seyn, welche von diesem gütigen Vater abhangen und geliebet werden.

2. Die Menschen leben nicht ewig hier auf der Erde, sondern nur eine kurze Zeit; alsdann sterben sie, der eine früher, der andere später. Der todte Leib, welcher nicht mehr empfindet und sich nicht mehr von selbst bewegen kann, wird ins Grab gelegt, in welchem er vermodert, so daß man in kurzer Zeit denselben nicht

mehr vom Staube der Erde unterscheiden kann.

3. Wir wissen, daß unser Leib zu leben aufhören wird — Aber dieser unser Leib, der so stirbt und zu Staube wird, ist nicht das, was denkt, wünscht, sich freuet, sondern unsere Seele. Daß unser Leib sterbe, wissen wir, weil wir es erfahren. Wir hören beynahe alle Tage, daß Leute sterben; es würde also nicht vernünftig seyn, wenn wir hoffen wollten, daß unser Leib nicht sterben werde; denn es ist nicht vernünftig etwas zu hoffen, wovon man doch gewiß weiß, daß es nicht seyn kann. Wir wissen aber nicht auch so aus der Erfahrung, daß die Seele eines Verstorbenen aufhöre zu denken, zu wünschen, zu leben; und bey mehrerem Nachdenken finden wir, daß es das Ansehen habe, als wenn Gott unsre Seelen erhalten wollte.

4. Wir haben nicht die geringste Ursache zu zweifeln, daß Gott unsere Seelen erhalten könne; denn da er ihnen das Daseyn gab, so wird er sie auch erhalten können, wenn er will.

Wir dürfen aber mit Zuversicht hoffen, daß er unsere Seelen erhalten wolle, wenn es mit seinen Absichten, so viel wir sie erkennen können, übereinstimmt.

5. Wenn uns ein gütiger und weiser Wohlthäter durch seine bisherigen Wohlthaten zu noch mehreren Wohlthaten, zu einem größeren Glücke fähig gemacht hat; so haben wir nicht nur keine Ursache zu fürchten, daß er uns an diesem größeren Glücke hindern werde, sondern wir können vielmehr mit der größten Zuversicht hoffen, daß er uns, wenn es in seinem Vermögen steht, auch wirklich dazu verhelfen werde. Nun wird aber die Seele eines Menschen, so lange sie hier lebt, immer tüchtiger, weiser und besser und glückseliger zu werden. Wir haben also gewiß Ursache zu glauben, daß der beste, weiseste Vater und Wohlthäter sie diesem Ziele der Vollkommenheit näher bringen werde.

6. Die weisesten und besten Menschen müssen gestehen, daß sie, je mehr sie erkennen, und je mehr sie insonderheit auch Gott ihren

Vater,

Vater, und seine Weisheit und Güte erkennen, desto mehr empfinden, daß noch vielmehr zu erkennen wäre, und daß sie, je mehr sie Gutes lieben und thun, desto mehr empfinden, daß sie noch mehr thun könnten — und desto mehr erkennen, daß sie noch immer glückseliger werden könnten. Der Gott nun, der ihr bestes und größtes Glück will, wird sie gewiß durch den Tod an ihrer Glückseligkeit nicht hindern.

7. Wenn uns Gott Kräfte gibt, glücklich zu werden, so dürfen wir gewiß glauben, das sey eben seine Absicht bey diesen Kräften gewesen, daß wir glücklich werden sollen. Er hat aber offenbar den Menschen Kräfte gegeben noch mehr zu erkennen, als sie hier nicht erkennen können; noch glücklicher zu werden, als sie hier nicht werden — Wir dürfen also gewiß von ihm hoffen, daß er ihnen diese Kräfte nicht umsonst werde gegeben haben.

8. Wenn ein weiser gütiger Vater seinen Kindern alle Tage lieber wird, weil sie alle Tage besser einsehen, wie weise und gütig er in seiner Vorsorge für sie, in seinen Befehlen an

sie, in seiner ganzen Erziehungsart ist; so wird dieser Vater nicht auf einmahl aufhören, so gegen seine Kinder zu seyn. Dieses würde aber geschehen, wenn er sie auf einmahl außer Stande setzte, seine Weisheit und Güte zu erkennen, zu genießen und sich darüber zu freuen. Vielmehr wird dieser Vater Freude daran haben, und er wird selbst wünschen, daß seine Kinder in der Erkenntniß seiner Weisheit und Güte immer fortrücken.

9. Da wir Menschen alle Tage erfahren, wie weise und gütig Gott für uns sorget, wie gut er es mit uns in allem, was er uns befiehlt, und was er uns begegnen läßt, meinet, so daß wir ihn immer mehr lieben müssen, daß wir immer eifriger wünschen, uns seiner allezeit und immer mehr zu freuen, so wird ihm dieses gewiß angenehm seyn. Und wenn es ihm angenehm ist, so haben wir nicht Ursache zu fürchten, daß er uns einmahl außer Stande setzen werde, an ihn zu denken, uns seiner zu freuen, ihn zu lieben, und, aus Liebe zu ihm, ihm immer wohlgefälliger und also glückseliger zu werden. Wir dürfen viel-

mehr hoffen, daß er uns selbst behülflich dazu seyn werde.

10. Da wir und alle Menschen von einem weisen, gütigen und allmächtigen Vater abhangen, der alles aus den besten Absichten thut, der die höchst mögliche Glückseligkeit seiner Kinder will, und sie auch zu verschaffen Macht hat; so schöpfen wir eben daraus die gegründete Hoffnung, daß er uns dieser Glückseligkeit theilhaftig machen werde.

11. Viele Menschen werden schon in ihrer frühen Jugend durch den Tod von der Erde hinweggerafft, nachdem sie kaum angefangen haben das Gute zu lernen und zu lieben. Alle ihre Bemühungen, aller ihr Fleiß, alle ihre Talente, alle die Kenntnisse, womit sie ihre Seelen bis zu ihrem Tode bereichert haben, wären unnütz gewesen, wenn es nur für die wenigen Jahre gewesen wäre, welche sie lebten, da sie ihre Kenntnisse nur erst gesammelt hatten, noch sammelten, und sich und der Welt noch wenig damit genutzet hatten. Wenn aber unsere Seele unsterblich ist, so tröstet uns die

süße Hoffnung, daß das Gute, welches wir hier gelernt und geliebt haben, nicht verloren sey, daß der gütige Vater der Menschen uns in einem andern Zustande des Lebens zu mehrerer Weisheit und Tugend und Glückseligkeit werde fortwachsen lassen. Wenn wir aber dieses von Gott hoffen, so müssen wir schon hier suchen die Absichten unsers Schöpfers zu erfüllen, und unsere Kräfte nach seinem Willen einzurichten.

12. Wenn wir die Hoffnung haben, daß Gott die menschlichen Seelen, auch nach diesem irdischen Leben, erhalten werde, so ist es gar wohl möglich, daß viele Schicksale der Menschen auch darum nothwendig für sie sind, damit sie zu ihrem zukünftigen Zustande desto tüchtiger werden.

13. Ein weiser Vater kann bey der Erziehung seines Kindes zu einem gewissen Stande und Berufe viele Uebungen mit ihm vornehmen, deren Nutzen nur er, nicht aber das Kind, einsehen kann, weil das Kind diesen Stand noch nicht kennt. Wenn aber das Kind die

Weisheit und Liebe des Vaters kennt, so werden ihm diese Uebungen, wenn sie auch mühsam wären, keine unangenehme Last seyn, weil es überzeugt ist, daß sie sein zukünftiges Glück zum Zwecke haben. Eben so müssen wir auch in Absicht auf die widrigen Schicksale dieses Lebens, in welche uns die gütige Hand unseres ewigen Vaters leitet, denken, daß sie wohl dazu dienen können, um uns zu einem zukünftigen Zustande zu erziehen und vorzubereiten. Wenn wir deswegen hören, oder lesen, oder erfahren, daß tugendhafte, rechtschaffene Menschen unglücklich sind, und oft um ihrer Tugend willen von andern Menschen gehaßt, verfolget, geplaget werden, so dürfen wir nicht denken, daß Gott ihrer nichts achte, daß er sie um ihrer Tugend willen nicht liebe und segne. Wenn ihnen ihre Tugend auch nichts anders nützte, so verschafft sie ihnen doch die Hoffnung, daß ihnen ihre hier bewiesene Tugend in dem zukünftigen Leben werde vergolten werden, wo sie ihnen auch gewiß vergolten werden wird.

14. Nichts ist wichtiger für uns, als diese Hoffnung der Unsterblichkeit; sie vermehrt

die Liebe und das Vertrauen zu Gott; sie verschafft uns Trost und Beruhigung im Leiden; sie erhöhet den Genuß der Freuden; sie ist uns überhaupt ein mächtiger Antrieb zur Tugend und Rechtschaffenheit, auch wenn wir wohl gar deswegen verfolgt werden. Wir müssen deswegen diese Hoffnung immer, so lange wir hier leben, bey uns zu stärken suchen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pflaum, Ludwig

Vorbereitung zum Unterrichte in der Religion nach Anleitung der Fragen an Kinder

Heidelberg 1795

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.Top.o.220#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11785307-4